

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 255.

Sonntag, 31. Oktober.

1915.

(B. Fortsetzung.)

Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Edele Rüst.

Dina bestand darauf, daß Katrin Bütte ihr auch Kranz und Schleier ansetzen sollte, trotzdem sämtliche Tanten, Cousinen und ein paar allernächste junge Freundinnen, die sich eigens zu diesem Liebesdienst hingedrängt hatten, außer sich darüber gerieten.

„Von einer armen, gedrückten, alten Jungfer sich den Kranz aufsetzen zu lassen!“

„Ja, willst du denn offenbar in dein Unglück rennen?“

„Das kann nichts Gutes bringen — denk an mich!“

So ging das hin und her. Aber Dina blieb fest. Sie wußte, was diese arme, alte Jungfer, die noch nicht gerade so sehr alt war, ihr und ihrem Hause in all den Jahren gewesen, seit ihre Mutter erkrankt und nach schwerem Siechtum gestorben war. Sie kannte Katrin Bütte, das Flinkmädel von halb Fünf-Pfingelchen, und hielt sie hoch, so hoch, daß sie sie in ihre junge Häuslichkeit mit hinübernahm, um ihr ein für allemal Nahrungsorgen zu nehmen und ihr ein fröhlicheres, gesünderes Schaffen zu bereiten, als ewig gebückt am Flinkerb zu sitzen.

Was Katrin Bütte so recht für ein Amt bei ihr haben sollte, wußte sie noch nicht, aber ihre frohen Gedanken sagten ihr, daß sie bald reichlich Arbeit für sie finden würde, wo eine treue Seele nützt — Katrin sollte bei ihr „Kindsfrau“ werden.

Das befiel Frau Dina natürlich vorläufig ganz für sich.

Schon stieg sie in vollem Ornat die Treppe zum Versammlungszimmer hinunter, als Katrin ihr noch nachstürzte und sich an ihrem Kleide zu schaffen machte: „Ich hab' ja das Geld vergessen, und Geld muß in der Tasche sein!“

„Aber, Katrin!“

„Ja, ja, Frau Doktorchen, ich laß Sie nich ohne Geld vor'n Altar!“

Damit glitten zwei blanke Gehupfennig-Stücke in die kleine Seitentasche des schweren, weißen Seidenkleides zu dem Brauttaschentuch, das zwar bare fünfzig Mark gekostet hatte, von Dina aber doch aus Bequemlichkeitsrücksichten nicht zur Schau getragen wurde.

„Wenn's bloß ein bißchen regnen möchte, so grad' ein paar Tropfen in den Kranz hinein, mitten im Sonnenschein ...“

... und gleich dazu ein Regenbogen am wolkenlos blauen Himmel“ lachte Dina vergnügt.

„Ja, das wäre das rechte“, meinte Katrin in stolzer Bewunderung. „So eine schöne Braut war noch nie in Fünf-Pfingelchen, solange ich denken kann, und ich habe doch jede bessere Braut gesehen. — Da sollt' der liebe Gott schon was übriges tun!“

Katrin faltete die Hände, ein paar helle Tränen standen in ihrem etwas erhitzen, sonst immer so blassen, guten Gesicht.

„Wird schon werden, steht alles auf dem Programm; tip-toe — tadellos. Sie wissen doch, mein Herbert hat Glück in allem — adieu, gute Seele, bitt' für mich!“

Dina reichte Katrin die Hand und drückte sie herzlich — dann lief sie Herbert in die ausgebreiteten Arme, die sie an der letzten Stufe auffingen.

Wanzig Wagen geleiteten das junge Paar zur Kirche, in der am hellen Tage alle Kronen und Kerzen brannten.

Teppiche und Velarien hingen von der Galerie, auf dem Altar funkelte Silber und Kristall aus Palmen, Vorbeeren und hohen Tafelstränken heraus. Am die grau-weißen Sandsteinsäulen schlangen sich grüne Girlanden bis zur Decke, und längs dem Mittelschiff, das der pompöse Hochzeitszug feierlich durchschritt, dachte sich ein Laubengang aus freudig-bunten Blumenmassen.

Wie Weihrauch schwebte der Duft aus allen Ecken. Orgellänge brausten mächtig gegen die Wände und rüttelten an den Herzen, deren viele heute in quälenden oder seligen Erinnerungen unter damastenen Vorhängen, blühenden Uniformen und stillen Fräulein lauter zu hämmern begannen.

Superintendent Schambaum, der alle Freuden- und Trauerfeste im Hause lauter eingeseignet hatte, hielt eine recht ergreifende familiäre Rede, und alle älteren und alten Damen weinten wenigstens einmal eine Minute lang in ihr Epitaphentuch hinein.

Herberts Mutter schluchzte so herzbrechend auf, daß der Kommerzienrat tröstend noch ihrer Hand griff und sie durch seinen Arm zog, um ihr eine fühlbare Stütze zu geben, worauf Frau Malwine sich wirklich beruhigte und ihre Taschentuch außer Tätigkeit setzte. Dina ließ keine Träne in ihren Brautstrauß fallen. Bei den allerschmerzhaftesten Stellen sah sie zu ihrem Mame auf, um sich an seiner stolzen Haltung und dem sonnigfreien Blick, den er über Pastor und Altar schweifen ließ, wieder flott zu machen und ebenso ferjengerade der schönen Zukunft ins Auge zu schauen — sie weinte nicht an ihrem Hochzeitstage.

Von einigen wurde sie nachher bei Tisch darum besonders belobt, anderen tat sie innerlich leid, denn: eine Braut ohne Tränen und eine Sonnenhochzeit ohne einen Tropfen Regen in den Kranz — das ließ sich schlecht an. Es ging alles viel zu glatt!

Der junge Arzt Dr. Knut von Wulffen, Herberts Intimus, sah mit Lucy von Grünig den Hochzeitem gegenüber. Er brachte den ersten Trinkspruch auf „Dr. Schren jr. und Frau“ aus, und sprach so viel Gutes von Herbert, daß der ein paar mal scherzend abwehrte. Dann sagte er von Dina nichts weiter als: „Wenn ich von unserer jungen Frau so sehr schweige, so geschieht es, weil ich sie zu der Art von Frauen zähle, von denen man früher nie zu sprechen pflegte — zu den allerallerbesten!“

Als er zu den Geseierten ging, um mit ihnen anzustoßen, umarmte er Herbert lange und stumm, dann küßte er Dina die Hand, einmal, zweimal und unter ihrem hastigen Erröten zum dritten Male. Am linken Flügel der Tafel flüsterte eine junge Majorin ihrem Nachbar ins Ohr: „Ich hätte lieber Wulffen genommen!“

„Wollte er sie denn?“

„Ich weiß nicht, mir ist es immer so vorgekommen — er betet sie an!“

Oberst von Altkeder erhob sich und sprach als alter Freund des Hauses Lauter ein paar schlichtherzliche Worte, im besonderen des nun so ganz vereinsamenden Brautvaters in bewegten Ausdrücken gedenkend. „Bei solchen Gelegenheiten“, schloß er, „überkommt's mich immer wie Freude, daß ich Junggeselle geblieben bin, da hat man nichts zu verlieren! Aber dadurch sollen sich nützliche Männer und zärtlich veranlagte Jungfrauen nicht abhalten lassen, mir verhärteten Sünder wieder bald mal Gelegenheit zu geben, mich — meines ledigen Zustandes erneut zu freuen!“

Und nun folgte jedem Gang eine kürzere oder längere launige Rede — es wurde wirklich im ganzen anmütig gesprochen, man konnte es ertragen und blieb bis zum Schluß munter angeregt.

Dann zum Nachtsich erhob sich der Kommerzienrat und dankte in warmen Worten für all das Gute, das man seinem und dem Schrenschens Hause nachgesagt, und für all die herzlichen Wünsche, die man zunächst dem jungen Paare und ihm als dem Vereinsamenden auf den weiteren Lebensweg gegeben. Man glaubte, er sei zu Ende, und griff allgemein nach dem Sektglase, um diesen letzten Trinkspruch in fröhlichem Gurra auslingen zu lassen. Aber Ludwig Lauter schlug noch einmal an sein Glas und bat für eine Minute um weiteres Gehör. Er kam noch einmal auf den „Vereinsamungs-gedanken“ zurück und wie auch ihn der gequält, und er deshalb mit so schwerem Herzen nur seine Einwilligung, sich von Dina zu trennen, gegeben habe.

„Mer“, fuhr er fort und grub seine Linke tief in die Serviette neben seinem Teller, um den nervös lastenden Fingern einen Halt zu geben, „ein gültiges Schicksal hat es anders mit mir im Sinn gehabt! Und ich denke, daß ich all meinen lieben Freunden, die so innig Anteil nahmen, eine frohe Botschaft bringe, und in allererster Linie meinen Kindern, die sich in allem Glück doch gefügt haben, was aus ihrem vereinsamenden Vater wird, und denen ich bis zu dieser Scheidestunde alles eigene Hoffen und Wünschen als guter Vater verbar. Aber jetzt, ehe wir uns von dieser Tafel erheben, sei es gesagt, daß sich ein guter Engel fand, der einem alternden, einsamen Manne wieder Sonne in sein verlassenes Haus bringen will. . . . (Allgemeine Bewegung unter den Gästen. Die Jungvermählten fassen sich bei den Händen, um sich zu vergewissern, daß sie im wachen Zustande nebeneinander sitzen. Otto Lauter stützt beide Hände auf den Tisch, beugt den Rücken ganz krumm, als halte er sich sprunghaft) . . . und dieser Engel ist unsere bisherige liebe Freundin Lucy von Grünm! Gestatten Sie, werthe Freunde, daß ich Ihnen Fräulein von Grünm als meine liebe Braut vorstelle und leeren Sie dieses vorläufig leere Glas auf ihr Wohl!“

Der Kommerzienrat, dem ein paar diskrete Tropfen auf der Stirn perlen, war bei den letzten Worten aufgestanden, um die lange Dufelentafel gegangen, hatte Lucy von Grünm beide Hände inbrünstig geküßt, ihr den Arm gereicht und stellte sich nun, den Sektisch in der Hand, mit ihr unter den Kronleuchter, um die anstehenden Gratulanten zu erwarten. Nichts rührte sich im Saal. Wie eine Lähmung lag es über der ganzen Gesellschaft. Man sah sich an, als frage man den anderen, ob man recht gehört, und nun konnte sich niemand aufrufen, um der erste zu sein, das neue Brautpaar zu beglückwünschen.

Es war ein höchst bedauerlicher Augenblick. Lucy von Grünm war drauf und dran, in eine Ohnmacht zu sinken, um dieser tödlichen Stille ein Ende zu machen.

Da erhob sich langsam, als ob es ihm schwer fiele, das Signal zu geben, Oberst von Altkeder wieder. Aber ehe er noch dazu kam, den Mund zu öffnen und sich in Bewegung zu setzen, fuhr Dina wie aus einem Traum aufschreckend von ihrem Stuhl auf. Herbert hielt sie fest

an der Hand, aber sie riß sich los. Ihre Schleppe legte raschelnd den Saal, aus dem erhobenen Sektglase schüttelte sie ein Drittel über den Rand auf ihren flatternden Schleier, bis sie vor ihrem Vater stand.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Sei nicht ein Wind- und Wetterhahn
Und sang nicht immer Neues an,
Was du dir wohl hast vorgesetzt,
Dabei beharre bis zuletzt.

Reinold.

Der zweite Herbst.

Von Dr. Alfred Mayer (Wiesbaden, zurzeit im Feld.)

Ich liebe die großen Landstraßen und ich liebe die gelben und braunen Wälder, die sie umsäumen. Am meisten aber liebe ich die roten Vogelbeeren, die weit über die Wege hängen und flackernde Lichter darauf hinwerfen.

Wir fahren über das Land, bergab, bergauf, eine Rauchkutsche irgendwo weit zur Seite und es ist wie ein Marschlied, das in uns singt und mit den Wolken vor uns herläuft.

War das nicht alles schon einmal?

Und da sind sie wieder, alle Erinnerungen an die ersten Tage des polnischen Herbstes von 1914, blaue Berge hinter uns, vor uns Feindesland und Abenteuer und Geheimnis.

Inzwischen haben wir uns an alles gewöhnt, wir sehen kaum mehr zur Seite, wenn die Flüchtlinge an uns vorbeifahren; tote Pferde und einsame Gräber am Wege sind uns nichts Fremdes und selbst das Doppelkreuz auf den Kirchen ist uns gewöhnt und wie heimatisch.

Und doch ruft etwas in uns, daß wir die Augen weit aufmachen und Wunder über Wunder sehen.

Da stehen wir in einer großen, toten Stadt; breite Straßen, die Räder erbrochen und leer, Regen durch die Bäume einer Allee, in der sonst Musik und Lachen gewesen sein mag, und durch die jetzt einsame Patrouillen ziehen.

Da sind wir — der Abend dämmt schon — vor einem Bauernhause, drüben Wälder, davor, halb verschwimmend, ein Park. Ein Hind liegt vor der Schwelle und besieht uns mißtrauisch, ein Huhn läuft ängstlich flügelstreichend aus der Tür. Sonst keine Seele. Unser Quartier. Nachts schlägt der Wind gegen die Fenster. Weit, weit träumt vielleicht eine Frau, indes sie ihr Kind wiegt, von der Stube, in der ich liege, ein Mann denkt wohl an den Weinstuhl, der drüben in der Ecke steht.

Und da ist der See, vor dem die Stadt, in der wir liegen, aufsteigt, die weiße Kirche droben, die Wellen mit den kleinen Schaumkrönen, die an den Strand schlagen, die Insel mit den breiten Bäumen und der blasse, blaue Himmel darüber. Jede Welle singt anders, jede Wolke, die vor der Sonne herfliegt, gibt neue Farben und neues Leben.

In der Kirche der Stadt, in der wir sind, stehen durchbrochene Spikensahnen. Die mühten sie jetzt ins Freie tragen, in den Park, wo der grüne Obelisk für Nikolai I. steht, und mühten die Lichter durch sie auf den Rasen fallen lassen, der mit farbigem Laub halb bedeckt ist.

Ein Fest von Farben ist es, über das unsere Einundzwanziger hindonnern.

Herbst, wie vor einem Jahr.

Wohl haben wir eine neue, nie geahnte Welt gesehen, Betonwerke, die wie Papier zerrissen waren. Urwälder, in denen ein Reh von Drahtverbauen sich verirrte, weiße Schlösser, durch deren zerstörte Türme der Wind fährt, Holzkirchen, die irgendwo einsam mitten im Walde stehen, und blaue und grüne Seen, die sich plötzlich aufstun, um ebenso rasch hinter einer Biegung zu verschwinden.

Aber noch immer liegt weit vor uns Feindesland, das für uns Abenteuer und Geheimnis ist, und noch immer, wie im letzten Jahr, locken die Vogelbeeren über den Straßen.

Herbst!

Chrysanthemen. Zu unseren beliebtesten Herbstblumen gehört das Chrysanthemum, das jetzt mit Tausenden von Blüten unsere Gärten und öffentlichen Anlagen schmückt. Die Heimat der Pflanze ist Japan; sie wird dort in vielen Abarten gezogen und ist die Lieblingsblume der Japaner, die sie ja auch zu ihrer Wappenblume erkoren haben. Eine nahe Verwandte des Chrysanthemum ist die bei uns heimische „Wucherblume“ oder „weiße Wucherblume“, die in manchen Gegenden auch „Sternblume“ genannt wird. Unsere Worte „wuchern“ und „Wucherer“ hatten ursprünglich nicht die schlimme Bedeutung, die wir heute mit ihnen verbinden; sie kennzeichneten nur ein besonders starkes Wachstum, und wir wenden sie in diesem Sinne noch auf die Pflanzenwelt an. Die Botaniker nennen die Wucherblume „Weißblühende Goldblume“. Derartige Farbenkonfusionen gehören in der Botanik keineswegs zu den Seltenheiten; gibt es doch auch eine „rote Weißblüte“. Auch Schiller spricht im „Griechischen Fest“ von „blauen Hyänen“, obwohl das Wort Hyäne an sich schon so viel wie blasse Blume bedeutet. . . . Wir sagen „das Chrysanthemum“, und wenn es sich um mehrere handelt, „die Chrysanthemen“, manche gebrauchen die aus dieser Mehrzahlform gebildete Einzelform „die Chrysantheme“. Diese Bezeichnung ist an sich unrichtig; es gibt aber manche Bildungen dieser Art, die unser Sprachgebrauch schon längst gebilligt hat. Wir sagen „der Typus“ und bilden davon die Mehrzahlform „die Typen“; aus dieser ist die Einzelform „die Type“ hervorgegangen, der wir dann eine ganz andere Bedeutung verschreiben haben als dem Wort „der Typus“. Aus Gründen der Sprachrichtigkeit sollten wir freilich darauf achten, daß wir an der Einzelform „das Chrysanthemum“ festhalten und diese nicht durch die in den Sprachgebrauch eingedrungene Form „die Chrysantheme“ verdrängen lassen. . . . In den Auslagen der Blumenhandlungen erblickt man jetzt überall Chrysanthemen mit Riesenhüten, die oft die Größe eines Kinderkopfes erreichen. Allgemein hält man diese großen Blumen für eine Art des gewöhnlichen Chrysanthemums, das auf den Blumenbeeten eine Blüte nach der anderen hervorreibt. Das ist aber ein Irrtum; es handelt sich um ein und dieselbe Pflanze. Die Riesenchrysanthemen sind durch Hypertrophie (Überernährung) zu ihrer eigenartigen Form gelangt. Jeder kann dies zu Hause durch einen interessanten Versuch feststellen, indem er zwei gleichartige junge Chrysanthemumpflanzen in zwei Blumentöpfe nebeneinander auf den Balkon stellt. Die eine Pflanze behandelt man auf dieselbe Weise wie alle übrigen Balkonblumen, und sie entwickelt sich zu einem Strauch, der viele Blüten trägt. An der anderen Pflanze aber läßt man nur einen einzigen Stengel aufkommen und beläßt auch an diesem nur einige wenige Blätter. Reichen sich die Blütenknospen, so werden diese bis auf eine einzige abgeknippt. Die ganze Pflanze wird ferner überreichlich gedüngt, und man sieht bald, daß die dicken, fleischigen Blumenblätter der einzigen Blüte eine ungewöhnliche Länge erreichen; infolge ihrer Länge und Schwere können sich die Blumenblätter nicht aufrecht halten und sie hängen gleich langen Loden von der Blüte herab, die selbst einen ungewöhnlichen Umfang annimmt, da ihr alle die Kraft zukommt, die sich bei der ersten Pflanze auf viele Blüten verteilen muß. Dazu tritt noch der Einfluß der starken Düngung. Das, was jeder auf seinem Balkon im kleinen vornehmen kann, tut der Gärtner in seinem Treibhaus im großen.

Die Zugstrahlen der Störche. Die deutschen Storchmarkierungen, die von dem Leiter der Vogelwarte Rostock, Prof. Thienemann, eingeführt sind, haben in den letzten Jahren eine Reihe von wertvollen Ergebnissen gezeitigt, über die H. Wesenmüller in den letzten Hefen der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ zusammenfassend berichtet. Die Alumniumringe, die von der Vogelwarte ausgegeben wurden und die mit genauer Bezeichnung des Datums und Ortes des Auflasses gefangenen Störche auf den Fuß gestreift wurden, sind in beträchtlicher Zahl nach der Erlegung des Tieres zurückgefordert worden, und die Fundstellen, die an den verschiedensten Punkten der Landkarte von Europa und Afrika eingetragen werden konnten, geben wichtige Aufschlüsse über die Zugstrahlen und die Flugorte der Störche. Selbst Eingekorene aus Afrika sind an der Ablieferung der Ringe mitbeteiligt. Das Ergebnis dieser Beobachtungen ist, daß die Zug-

strahlen innerhalb Europas zwei völlig verschiedene Hauptrichtungen zeigen, eine südöstliche und eine südwestliche, von denen jede aus einem System von Einzelstrahlen für die verschiedenen Reviergruppen zu bestehen scheint. In diesem Bahnsystem, das den von Spanien über die Alpen bis zum Balkan sich erstreckenden Gebirgshorizont umgibt und in die von Seen, Sümpfen und Flüssen durchzogenen Tieflandgebiete Afrikas ausstrahlt, zeigt sich die Bedeutung von Höhenzügen, Grenzlinien und größeren Wasserläufen für die Vogelwahl als ein durch die Jahrtausende wirkender Faktor. Die Grenzschiede zwischen den beiden Richtungen in Deutschland, die von Prof. Thienemann in der Weser angenommen wurde, ist noch nicht sicher festgestellt. Für die südwestliche Richtung liegen über Spanien hinaus noch keine Meldungen von gefundenen Markierungen vor. Man kann jedoch nach anderen Mitteilungen annehmen, daß diese Vögel zum Teil an der atlantischen Küste hin weiter nach Westafrika führen, zum Teil auch von Gibraltar oder anderen Küstengegenden Südpansiens über das Mittelmeer hin sich im nördlichen Afrika verlieren. Man hat über die Meerenge von Gibraltar gewaltige Schwärme von Störchen ziehen sehen. Bis nach Südwestafrika ist der europäische Storch gekommen, der hier frühestens Anfang Dezember und zuletzt im Februar gesehen wurde. Über die südöstlich wandernden Störche sind Meldungen über Fünde von Rügen bis 100 Kilometer vor der Südküste von Afrika erstattet. Die Fahrt geht zunächst an der Donau entlang zum Schwarzen Meer und über den Bosporus, dann an der kleinasiatischen Küste weiter nach Syrien und Palästina, wobei schon vorher manche Schwärme in nördlicher Richtung auf das Nildelta abzuweichen, und vom Nil aus führen die nun wieder vereinten Bahnen mit Abzweigungen nach Osten und Westen stromaufwärts. Weiter hin liegen Fundstellen auf der Nilerenninsel im Viktoriasee; noch südlicher folgen solche bei Marogoro (westlich von Darassalam) und bei Fort Jameson (westlich von Njassasee), und fern im Süden häufen sie sich wieder, so daß Transvaal und Natal bis zum Kaputlande als die Hauptwinterquartiere dieser Störche zu erkennen sind. Der südlichste Fundling war ein Storch, der im Juli 1910 bei Nagels bei Gorken in Ostpreußen gezeichnet und ein Jahr später im Kapland in der Gegend von East-London gefunden wurde. Eine weitere Frage, ob die Störche bei ihrer Rückkehr aus ihren Winterquartieren auch in ihre besondere Geburtsheimat, teilweise sogar ins alte Nest zurückfinden, erfährt durch die Markierungen eine neue Beleuchtung. Es ist zwar noch kein einziges Beispiel nachgewiesen, daß ein markiertes Tier nach seiner Wanderfahrt das alte Nest wieder in Besitz genommen hätte. Wohl aber zeigten die Feststellungen, daß der Storch meistens in den alten Heimatort zurückkehrt. Vielleicht versucht er auch, das Nest, in dem er aufwuchs, zu gewinnen, aber durch die Markierung konnte dies noch nicht festgestellt werden, da es sich bei der Markierung in der Regel um junge Störche handelt, die bei der Rückkehr von den älteren vom Neste weggebeissen werden und weiterziehen müssen. Am wenigsten wird unser Storch seiner engeren Heimat in der Periode des Bruttriebes entfremdet. Einjährige Störche und „Kunzegeßeln“ — oder „Nabstörche“, die nicht horsten, werden dagegen häufiger in größerer oder geringerer Entfernung von der ursprünglichen Heimat aufgefunden. Einjährige Störche, die noch ohne Nistforgen sind, „bummeln“ auch wohl noch den Sommer über in Afrika umher. Dagegen hofiert der eigentliche Brutvogel unbedingt an der Scholle.

Der Mageninhalt eines Mammut. Wie schon öfters, so sind auch kürzlich in den Tundren Sibiriens, und zwar auf der Insel Nizow, jahrelangendeckte Überreste eines Mammut gefunden worden. Was diesen Fund auszeichnet, ist, daß die Weichteile und Eingeweide infolge der natürlichen Kühlräume, in denen sie so lange lagerten, sich teilweise ganz frisch erhalten haben. Sogar im Magen befand sich, wie in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ mitgeteilt wird, ein geringer Rest von verdauter Nahrung. Untersuchungen ergaben, daß die grünlichen Massen dem Pflanzenreiche angehört hatten, und zwar konnte man feststellen, daß es sich um drei Moosarten handelte, die noch heute im hohen Norden vorkommen, eine Polstrichum- und zwei Hypnumarten. Ihr Vorkommen deutet auf ein sehr kaltes Klima hin. Es ist nicht zu vermuten, daß diese Moose, die einen geringen Nährwert besaßen, für das Mammut ein besonderer Lieblingsspeise gewesen sind, vielmehr werden sie nur zufällig mit anderem Pflanzenfutter in den Magen gelangt sein.

Schach

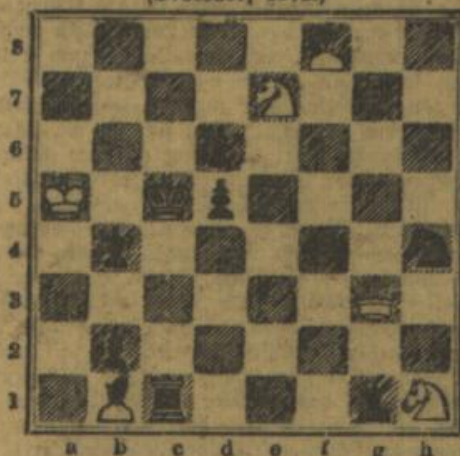
Alle die Schachzettel betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.
Redigiert von H. H. Fischer.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maidaner in der Marktstrasse.
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 31. Oktober 1915.

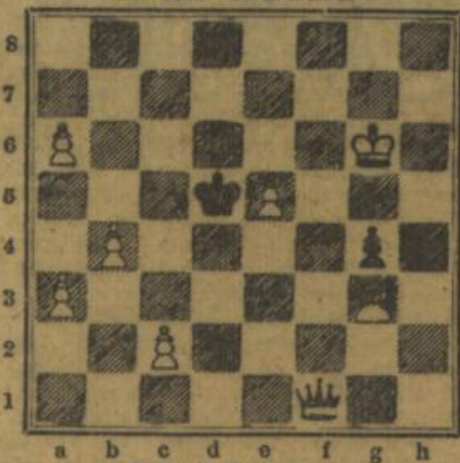
Aufgaben.

Nr. 384. J. Dobrusky.
(Svetozor, 1871.)



Matt in 3 Zügen.

Nr. 385. D. Ewald.



Matt in 2 Zügen.

Die Aufgabe 382 ist durch einen weißen Bauer auf g5 zu ergänzen.

Partie 141.

Weiß: Breyer.

Schwarz: Schlechter.

- | | | | |
|--------------------------|--------|-------------|---------|
| 1. e2-e4 | o7-e5 | 21. Lb2-a1 | Df5-e6 |
| 2. Sg1-f3 | Sb8-c7 | 22. Dd1-d2 | Lb6-a5 |
| 3. Lf1-c4 | Lf8-c5 | 23. Sf1-e3 | b4-b3 |
| 4. b2-b4 | Lc5-b4 | 24. La1-c3 | b3-b2 |
| 5. c2-c3 | Lb4-a5 | 25. Le3-a5 | b2xc1D |
| 6. d2-d4 | b7-b5 | 26. Te1-c1 | Lb7-d5 |
| 7. Le4-d5 | e5xd4 | 27. La5-b4 | Ld5-f3 |
| 8. Dd1-b3 | Dd8-f6 | 28. g2xf3 | Tf8-b8 |
| 9. 0-0 | h7-h6 | 29. Lb4-e7 | Tb8-b2 |
| 10. e3xd4 | Sg8-e7 | 30. Tc1-c2 | Tb2xc2 |
| 11. e4-e5 | Df6-f5 | 31. Dd2xc2 | De6xe7 |
| 12. Sb1-d2 | Se7xd5 | 32. Dc2xc7 | De7-b4 |
| 13. Db3xd5 | 0-0 | 33. Dc7xd7 | Db4-b1† |
| 14. Lc1-a3 ²⁾ | b5-b4 | 34. Kg1-g2 | Db1xa2 |
| 15. La3-b2 | La5-b6 | 35. Dd7-g4 | Da2-e6 |
| 16. Dd5-b3 | a7-a5 | 36. Se3-f6 | De6xf1 |
| 17. Ta1-c1 | a5-a4 | 37. Dg4xf5 | a3-a2 |
| 18. Db3-d1 | Sc6-e7 | 38. e5-e6 | f7-e6 |
| 19. Tf1-e1 | Lc7-b7 | 39. Df5-e6† | Kg8-h8 |
| 20. Sd2-f1 | a4-a3 | | |

Aufgegeben.

¹⁾ Das ist sicher und gesund, aber in solcher Stellung muß ein Angriffszug geschehen, ehe Schwarz sich verstärken kann. Dazu empfiehlt sich 9. e4-e5, Df6-g6 10. Sf3g5, Sg8-h6 und nun erst 11. 0-0, um Ld5-e4 oder e5-e6 zu drohen. — ²⁾ Bei Dd5xb6, Ta8-b8, Db5-c4, Tb8-b6 würde Lc8-a6 drohen, und dann würden die Läufer des Schwarzen mächtige Wirkungen entfalten. (Lasker in der „Voss. Zts.“)

Auflösungen.

- Nr. 379 (2 Züge). 1. Dh5.
Nr. 380 (3 Züge). 1. Db2, Kd5 2. Df6; 1. . . ., d2 2. Sxc5.
Nr. 381 (3 Züge). 1. Df1, g6 2. Dd3; 1. . . ., g4 2. Df6; 1. . . ., L-e2 2. Df7; 1. . . ., Kxh5 2. Dh3+.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., J. K., F. B., Wdw. und Karl Hofmann in Wiesbaden, sowie K. Schwartz in Fulda.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Zahlenrätsel.

- | | |
|-------------------|------------------------|
| 1 2 3 4 5 6 7 8 9 | vielgenannter Staat. |
| 2 3 5 9 8 9 | Truppengattung. |
| 3 5 1 5 9 | altbiblischer Name. |
| 4 5 1 8 3 | Tischgerät. |
| 5 6 7 8 | Musikstück. |
| 6 5 1 8 | Raubvogel. |
| 7 6 5 9 | Land in Asien. |
| 8 3 1 8 | Strom in Mitteleuropa. |
| 9 5 4 8 3 | Befestigungsmittel. |

Rätsel.

Die Flotte, ewig unter Segel,
Nie läuft sie aus, nie langt sie an,
Und ohne Steuer, Mast und Segel
Umschiffte sie selbst den fernsten Plan;
Sie führt die köstlichsten der Gaben,
Dem Schoß der Erde nicht entgraben,
Herauf aus tiefem Ozean.
Doch sollen ihre Schätze landen,
So müssen erst die Schiffe stranden;
Bevor das Fahrzeug ist zerschellt,
Beglückt nie sein Gut die Welt.

Zweisilbig.

Mein Erstes führt in weichem Arm uns alle durch das Leben,
Dem Reichen wie dem Armen ist's in gleichem Maß gegeben.
Im zweiten sieht man Glanz und Pracht der Fürsten
sich entfalten,
Doch auch im kleinsten Bürgerhaus sieht man es
schützend walten.
Mein Ganzes ist ein kühner Bau, lobt aber nicht den Meister;
Man baut ihn ohne Holz und Stein ins weite Reich
der — Geister.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 497.

Bilderrätsel: Landsturm. — Splzenrätsel: Kai, Ross, Ilias, Esso, Gas, Sage, Acker, Name, Leu, Esel, Insel, Hirt, Eid. Kriegeranleihe. — Scherrätsel: Herbstquartier, (Herr, Obst, Quarla vier). — Kreuzrätsel: Landsturm, Linsingen, Festnahme.

Unterhaltende Blätter

Halbmonatliche Freibeilage
des Wiesbadener Tagblatts



15. Jahrgang 1915.

Nr. 22.

Der Retter

Skizze von Wolfgang Remter.

(Nachdruck verboten.)

Drei volle Tage und Nächte hatte die Artillerie mit einem furchtbaren, keine Minute aussetzenden Feuer die feindlichen Stellungen bestrichen. Endlich gegen Mittag schienen diese dem Kommandanten sturmreif geschossen zu sein und er gab den nötigen Befehl.

Die Trommeln wirbelten und die Trompeten schmetterten.

„**Marisch! Marisch! Marisch! Sturm!**“

In den langen Schützengräben wurde es lebendig. Die Seitengewehre wurden aufgesteckt und gleich darauf sprang Zug um Zug des Regiments aus den schützenden Deckungen. Rasch sammelten sich die Leute, und die Offiziere mit gezücktem Säbel und schußfertigem Revolver voran, so ging es zum Sturm.

„**Hurra! Hurra!**“

Das Brüllen aus dreitausend Männerkehlen übertrönte das Donnern der Kanonen und das Knattern der Maschinengewehre. Schwielige, nervige Hände umfaßten die Gewehre, in gebückter Haltung, zum tödlichen Stoß bereit, stürzten sie dem Feind entgegen.

Doch der Sturm war zu schwach angelegt, der Feind viel zu stark. Die Feldgrauen erkannten es, sobald sie sich in Bewegung gesetzt hatten. Mit einem furchtbaren Feuer überschüttete sie der Feind. Gewehrkugeln, Schrapnells und Granaten fausten und donnerten in die Reihen und mähten sie nieder. Schon nach dreißig bis vierzig Schritten kam der heldenmütige Anlauf zum Stocken. Die Offiziere feuerten die Mannschaft an.

„**Voran, Kameraden, nicht wanken!**“ und die Trompeten schmetterten: „**Marisch! Marisch! Sturm!**“

Gehorsam in eiserner Pflichterfüllung suchten die herrlichen Feldgrauen ihren Führern zu folgen, aber ununterbrochen prasselte der vernichtende Eisenhagel in die Reihen. Mitten in dem, die beiden gegenseitigen Schützengräben trennenden Felde mußte der heldenhaft angelegte Sturm zusammenbrechen und der feindlichen Übermacht unterliegen.

„**Das ganze Halt!**“ und dann „**Zurück!**“ riefen die Trompeten, und nun suchte jeder so schnell als möglich die eigenen Schützengräben wieder zu erreichen. Die Leichtverwundeten schleppten sich, von Kameraden geführt und gestützt, mit, die Schwerverletzten und Toten aber blieben auf dem Felde liegen. Mit wehem Herzen mußte man die Kameraden für den Augenblick im Stich lassen.

Am linken Flügel hatte Oberleutnant Bertram Alt seinen Zug zum Sturm geführt. Als er seine Leute unter dem furchtbaren Feuer wanken sah, da war er mit den Worten weitergestürzt: „**Mir nach, Kameraden, ihr werdet euern Oberleutnant nicht allein lassen.**“

Es hatte gewirkt, aber kaum waren die Worte gesprochen, da erhielt er fast zu gleicher Zeit zwei Schläge. Einen an die Schulter, einen an den rechten Oberschenkel. Er taumelte und fiel. Ein furchtbarer Schmerz raubte ihm die Besinnung, gerade als das Signal zum Rückzuge ertlang.

Als Bertram Alt erwachte, da lag schon die Dämmerung über dem Land, und gerade über sich sah er in den sich langsam verdunkelnden Abendhimmel. In der linken Schulter und dem rechten Fuß spürte er rasende Schmerzen. Er wollte sich bewegen, sich aufrichten, aber der Fuß und die linke Hand waren wie gelähmt. Und plötzlich kam ihm seine Lage zum Bewußtsein. Bei dem Sturm war er verwundet worden, und nun lag er auf dem Feld zwischen den beiden Feuern, hilflos und ohnmächtig, sich zu rühren. Die Schlacht war noch in vollem Gange. Das Donnern der Kanonen ließ den Boden erzittern, dazwischen das Knattern der Maschinengewehre und das Kleingewehrfeuer. Und über ihn hin gingen die Geschosse, zischten die Kugeln und kreuzten sich die der eigenen Leute und die der Feinde. Wieder suchte sich Bertram Alt zu bewegen, umsonst. Er mußte warten, bis ihn die Kameraden holten. Aber wer wagte sich bei diesem Feuer aus den Deckungen hervor? Es wäre sicherer Tod. Die Franzosen schossen jeden nieder, der sich zeigte, und trüge er auch die Binde mit dem roten Kreuz. So gab es keine Hilfe, er mußte elendiglich verbluten, wenn ihn nicht vorher eine feindliche Kugel traf, der er schutzlos preisgegeben war. Seine gesunde Hand tastete die Umgebung ab und griff neben sich einen Arm. Da lag ein Leidensgefährte. Seine Hand glitt am Armel hinunter, berührte des anderen Hand und zuckte, von einem eisigen Schauer durchbebt, zurück. Die fremde Hand war kalt und starr, ein Toter lag neben ihm. Der jähe Schreck raubte ihm wieder die Besinnung.

Als er zum zweitenmale erwachte, da war es Nacht. Tiefe Nacht. Aber ununterbrochen wurde die Dunkelheit von wie mächtige Feuergarben durch die Luft tausenden Granaten und Schrapnells erleuchtet. Der Donner der Geschütze verstummte keinen Augenblick, mit unverminderter Heftigkeit tobte die Artillerieschlacht. Links und rechts von Bertram Alt schlugen die Granaten ein, prasselten Schrapnellkugeln nieder. Seine Glieder waren steif, die Schmerzen in Schulter und Schenkel kaum zu ertragen.

In dieser gräßlichen Lage, ohne Ausblick auf Rettung, den sicheren Tod vor Augen, zog blissvoll sein Leben an Bertram Alts Geiste vorüber. Die seltsame Kindheit, die goldene Jugend und dann die Jahre, da er Mann geworden und das Glück zu ihm gekommen war. Noch lag jener Herbstabend nicht weit zurück, da er seiner

Gewohnheit gemäß nach anstrengendem Studium einen weiten, einsamen Spazierritt machte. Die Dämmerung brach schon langsam herein, als er durch einen um diese Zeit menschenleeren, großen Naturpark vor den Toren der großen Stadt heimwärts ritt. Da hatte er nicht weit von sich einen Hilferuf, von einer weiblichen Stimme ausgestoßen, gehört und rasch sein Pferd in die Richtung gelenkt. Er kam zur rechten Zeit. Eine junge Dame, anscheinend den besten Ständen angehörend, wurde von einem Strolch hart bedrängt. Im Augenblick hatte er die Lage übersehen und auch schon eingegriffen. Zweimal sauste seine Reitpeitsche durch die Luft, über die Backe des Frechlings einen blutigen Streifen ziehend. Mit einem fast tierähnlichen Schmerzgeheul taumelte der Mann zurück und gab dann schleunigst Fersengeld. Die Dame aber sank totenbleich auf eine Bank und brach in bitteres Weinen aus. Die Erregung der Nerven war zu groß gewesen, und nun kam die natürliche Rückwirkung. Seinen Worten gelang es bald, sie zu beruhigen, und dann hatte er sie, das Pferd am Zügel führend, in die Stadt begleitet. Mit unverhohlener Bewunderung hatte sein Blick auf ihrem lieben, süßen Gesichtchen geruht, indeß sie ihm erzählte, daß sie beinahe jeden Nachmittag, wenn es das Wetter erlaube, einen Gang durch den schönen Park mache und dann auf einer Bank ein Stündchen lese. Im Eifer der Lektüre hatte sie heute die Dämmerung überrascht, doch wäre sie noch niemals belästigt worden.

„Mein Gott, wenn Sie nicht zur rechten Zeit gekommen wären,“ und wieder erschauerte sie in jähem Schreck. „Nicht mehr daran denken,“ bat er, „und versprechen Sie mir, nicht mehr allein da hinauszugehen.“

Sie versprach es. Vor dem Hause ihrer Eltern verabschiedete sie sich und lud ihn ein, sie zu besuchen. Den Eltern würde er willkommen sein, um ihm zu danken. Jeden Dank wehrte er ab, aber die Einladung nahm er gerne an. Von diesem Tag an hatte er im Hause des Regierungsrates Bergmann verkehrt. Im Fasching wurde Stella seine Braut und im Juni seine geliebte Frau. Sechs herrliche, glück- und liebedurchglühte Flitterwochen, dann kam der Krieg, dieser furchtbare Krieg und mit ihm die Trennung von Stella. Tapfer hatte die kleine Frau ihren Schmerz verborgen und ihm den Abschied nicht schwer gemacht.

Und nun sollte er sie nie wiedersehen? Sollte das kurze Glück schon zu Ende sein? Bertram Alt söhnte auf. Die ganze Nacht lag er wach auf dem Feld, hart neben sich den toten Kameraden. Wie langsam verging diese furchtbare Nacht und die Minuten schienen Ewigkeiten!

Im Osten graute der Tag. Die Schlacht ruhte keinen Augenblick. Hin und her flogen die Granaten und Schrapnells über die Toten und Verwundeten des gestrigen Sturmes hin. Keinen Augenblick verstummte der Donner der Geschütze und von da und dort vom Felde klang das herzerreißende Stöhnen und Achzen und tönten wilde Schreie todwunder Männer. Die Sonne stieg auf und brannte mit sommerlicher Wärme auf das Schlachtfeld herab. Hilflos ihren Strahlen ausgesetzt, lag Bertram Alt Stunde um Stunde. In den zertrümmerten Gliedern wühlten rasende Schmerzen. Die Junge flehte am Gaumen und ein wahnsinniger Durst quälte ihn Stunde um Stunde. Links und rechts schlugen die Granaten ein, rissen tiefe Löcher in den Boden und schleuderten ganze Erdklumpen über ihn hin. Es war die Hölle.

Der Mittag kam und ging und zum zweitenmal wurde es Abend und Nacht. Das Gewehrfeuer verstummte, aber die Kanonen donnerten ununterbrochen. Bertram Alt lag apathisch da. Ein kaltes, eisiges Gefühl kroch durch seinen Körper, und sein Geist sank in einen Zustand der Dämmerung, der dem letzten Schlaf vorausgeht.

Da plötzlich wachte er auf. Jäh und rasch. Eine flüsternde Stimme nicht weit von ihm rief: „Ist hier ein Verwundeter?“

Und es war dunkle Nacht. Bertram Alt gab Antwort: „Hier, Oberleutnant Alt.“

Ein Mann kroch auf allen Vieren zu ihm heran und erkundigte sich nach der Verwundung.

„Achsel und Schenkel durchschossen, ich kann mich nicht rühren. Wer sind Sie?“

„Musketier Gotthold Kern vom 10. Regiment, wir lösen gestern Ihr Regiment im Schützengraben ab. Doch nun will ich schauen, daß ich den Herrn Oberleutnant zurückbringen kann.“

„Wie wollen Sie das machen? Sind Krankenträger da?“

„Bis jetzt nicht. Bei dem furchtbaren Feuer konnte niemand auf das Feld hinaus. Aber wenn Herr Oberleutnant nicht zu schwer sind, wird es schon gehen.“

War Gotthold Kern bisher vorsichtig auf allen Vieren vorgekrochen, so richtete er sich nun unbekümmert um das Feuer auf, schob beide Hände unter den Körper des Offiziers und hob ihn vom Boden in die Höhe.

„Es geht,“ preßte er etwas schweratmend hervor und schwerfällig und vorsichtig, um nicht über andere Körper zu stolpern oder in von Granaten gerissene Löcher zu fallen, trug er den Offizier wie ein kleines Kind zu den eigenen Stellungen hin. Heftiger fast als je zuvor schossen die Franzosen. Unaufhörlich krachten ihre Schüsse, platzten die Schrapnells und rissen die Granaten den Boden auf.

Gotthold Kern war fast zum Schützengraben gelangt, da zuckte er plötzlich zusammen, taumelte und stürzte mit seiner Last zu Boden. Der heftige Fall, bei dem der Musketier auf ihn zu liegen kam, raubte Bertram Alt abermals die Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, fand er sich im Lazarett auf einem sauberen Lager, Schulter und Schenkel verbunden. Vom Arzt erfuhr er, daß einige Soldaten des 10. Regiments trotz des Feuers in der Nacht die Verwundeten, die gestern liegen geblieben waren, von dem Feld zwischen den Schützengräben hereingeholt hätten und daß sein Retter knapp vor dem Schützengraben, von der Hülse eines Schrapnells an Stirn und Wange schwer verwundet, mit ihm gestürzt sei. Gleich aber waren beide von Soldaten in Sicherheit und hinter die Front ins Lazarett gebracht worden. Morgen würde er mit dem Rote-Kreuz-Zug in die Heimat befördert.

Bertram Alt bat um Papier und Feder und bevor er seine Stella benachrichtigte, schrieb er: „An den Kommandanten des 10. Regiments. Es ist des Gefertigten innigster Wunsch und Bitte, daß der Musketier Gotthold Kern von der 5. Kompanie zur Allerhöchsten Auszeichnung vorgeschlagen werde.“ Der Arzt wollte den Brief besorgen.

Der Lazarettzug brachte die Verwundeten in die Heimat, wo sie in dem großen Krankenhause von M. untergebracht wurden.

Stella Alt eilte sogleich an das Schmerzenslager des geliebten Mannes und unter ihrer aufopfernden Pflege genas er rasch, denn die Wunden heilten gut. Beide aber trugen auch dafür Sorge, daß Bertrams Retter, der in einem der Mannschaftsjale lag, die beste Pflege genoß, so daß er bald schon umhergehen konnte. Freilich der Kopf war noch vollständig von Binden umgeben. Stella besuchte ihn öfters und meldete dann ihrem Manne, daß es Kern an nichts gebreche und er bester Laune sei.

Dann kam die frohe Botschaft, daß sowohl Bertram Alt als auch Gotthold Kern das Eisene Kreuz verliehen worden war. Stella mußte gleich dem braven Soldaten ihres Mannes Glückwünsche überbringen, und sie berichtete mit feuchten Augen, daß Gotthold Kern vor Glück und Freude geweint habe wie ein kleines Kind.

Nach einigen Wochen kam der Tag, an dem Bertram Alt seinem Retter persönlich danken konnte. Er war am Stöcke in den Garten hinuntergestiegen und spazierte dort, während Stella in die Stadt ging, einige Einkäufe zu besorgen, hin und her. Einer Ordonnanz trug er

auf, ihm den Musketier Kern zu rufen. Bald kam der Gerufene; er trug nur mehr eine Binde um die Stirne.

Als sie sich dann gegenüberstanden, da zog plötzlich eine tödliche Blässe über das Gesicht des Soldaten und von dieser geisterhaften Blässe hob sich auf der rechten Wange der rote Fleck einer kaum vernarbten Wunde und quer über der linken Wange ein schmaler, blaßroter Streifen deutlich ab. Aber Bertram Alt hätte den Mann auch sonst sofort erkannt. Von jenem Herbstabend in dem einsamen Parke her.

Gotthold Kern stand wie versteinert, durch seinen Körper ging ein Zittern und seine Augen schienen in jähem Schreck zu erstarren. Endlich stammelte er: „Herr Oberleutnant, halten zu Gnaden, ja, ich war jener Strolch im letzten Herbst und es graut mir, wenn ich an das Leben denke, das ich früher führte. Wollen der Herr Oberleutnant glauben, daß der Krieg aus mir einen anderen Menschen gemacht hat und daß kein Unwürdiger dieses Kreuz trägt.“

Da ergriff Bertram Alt mit festem Druck des Mannes Rechte und sprach herzlich: „Das weiß ich, wie kein anderer. Sie haben es bewiesen. Und was Sie einst

gefehlt, das haben Sie in heldenhafter Weise gutgemacht. Sie haben für mich getan, was vielleicht kein Bruder gewagt hätte, das bleibt Ihnen unvergessen.“

Doch Gotthold Kern wehrte erschreckt ab. „Das war einfache Soldatenpflicht, Dank bin ich nur dem Herrn Oberleutnant schuldig für den schönsten Tag meines Lebens, als mir auf Ihre Bitte das Eiserne Kreuz verliehen wurde.“

„Das Sie sich redlich verdient haben. Wie steht's mit den Wunden?“

„In zehn Tagen kann ich wieder an die Front.“

„Sie Glücklicher, bei mir wird es etwas länger dauern. Machen Sie dem Kreuz Ehre, und wenn wir gesund heim kommen und Sie haben einen Wunsch, dann wenden Sie sich an mich.“

Wieder stürzten Gotthold Kern Tränen in die Augen, als er dem Oberleutnant mit schlichten, aber tiefempfundenen Worten dankte.

Zu seiner Frau aber sprach Bertram Alt: „Der Krieg ist nicht nur furchtbar, er ist auch heilig. Im schlechtesten Menschen schlummert etwas Gutes, Edles und der Krieg bringt es ans Licht.“

Deutsche Waldgeister.

Von Franz Pflüger.

(Nachdruck verboten.)

Mit heißer Liebe hängt unser deutsches Volk an seinem Walde, und das nicht erst seit gestern und heute. Die tiefinnerliche Sehnsucht nach Waldesgrün und Tannendunkel ist ein uraltes germanisches Erbteil. Schon unsere heidnischen Ahnen liebten ihren Wald über alles. In seinen Schatten wuchsen sie heran, im Rauschen seiner Zweige glaubten sie die Stimme der Gottheit zu vernehmen, in seinen Hainen dienten sie ihren Göttern. Jeder einzelne Baum galt ihnen als heilig und unzerleglich, beseelt gleich dem Menschen, und manch sonderbarer, noch heute geübter Brauch liegt dieser Anschauung zugrunde. So meldet man in einzelnen Teilen Westfalens noch immer den Bäumen den Tod des Hausherrn an, die mährische Bäuerin streichelt den Obstbaum mit den von Bereitung des Weihnachtsteiges flebrigen Händen und sagt: „Bäumlein, bringe viele Früchte!“ In der Oberpfalz bitten die Holzfäller, wenn sie einen schönen, gesunden Waldbaum schlagen müssen, ihn um Verzeihung, und wenn man früher den Hossunder einiger Zweige berauben mußte, sprach man entblößten Hauptes: „Frau Ellhorn, gib mir was von deinem Holze, dann will ich dir von meinem auch was geben, wenn es wächst im Walde.“

Die Seele des Baumes, deren Dasein der Mensch im Rauschen der Blätter, im Säusen und Brausen der erregten Luft zu vernehmen glaubte, dachte man sich als ein geisterhaftes Wesen weiblicher Art, dessen Leben an das Leben der Pflanze gebunden war; mit ihr wurde es geboren, mit ihr starb es. Wer diese Geister liebte und pflegte, dem waren sie hold, dem sandten sie sanfte Träume und süße Ruhe. Aber nur zu oft griff der Mensch mit rauher Hand in ihr Schicksal ein. Was dem Bau geschah, geschah auch seiner Bewohnerin. Sie blutet aus tiefer Wunde, wenn das Beil ihn berührt, und wenn der Baum gefällt am Boden liegt, haucht auch sie ihr Leben aus. Doch kennt die deutsche Sage Beispiele dafür, daß die Baumseele weiterlebt, so lange das Holz noch besteht. So siedelt der Genius der Tanne mit über in den aus dem Stamme gezimmerten Mastbaum und wird zum Klabautermann, zum Kobold oder Schutzgeist des Schiffes und seiner Mannschaft, oder er schirmt das Kind, das in der aus seinem Holze gefertigten Wiege schlummert, und schwindet erst dahin, wenn die Wiege vom Feuer verzehrt wird. War der Baum der gewöhnliche Aufent-

haltsort dieser Geister, gleichsam ihr Körper, so erscheinen sie doch auch oft außerhalb desselben. So berichtet die Sage von den Moosweiblein oder Holzfräulein, zierlichen Kinderchen mit schönen, krausen Haaren, aber kleinen rnzlichen Gesichtern, ganz eingehüllt in graugrünes Moos. Sie wohnen in hohlen Bäumen oder kleinen Mooshüttchen, schaukeln ihre Kindlein in baumrindenen Wiegen oder betten sie aufs schwellende Moos. Sie sind unermüdlich fleißig; das zarte Miesmoos, das sich wie dünne Seile um die Bäume schlingt, ist ihr Gespinnst. Ihre liebste Erholung ist, auf einem Baumstumpf sitzend den Holzhauern zuzusehen. Sie sind überhaupt sehr zutraulich und gutmütig, verkehren gern mit den Menschen, spenden heilsame Kräuter, springen helfend bei und scheaken für kleine Dienste grüne Blätter oder kleine Holzspänchen, die sich in glänzendes Gold verwandeln. Ihre schlimmsten Feinde sind die Geister der wilden Jagd, die sie verfolgen, in die Luft entführen und hier in Stücke zerreißen. Noch heute ist der Glaube an diese kleinen moosbewachsenen Waldgeister nicht ganz erloschen. So pflegen hier und da die Holzhauer drei Kreuze mit scharfer Art in den Stumpf eines gefällten Baumes zu schlagen, da die Holzweibchen auf einem so gezeichneten Wurzelstock sicher vor ihren Feinden sind. Im Frankenwalde läßt man drei Hände voll Glachs für sie auf dem Felde liegen, und in der Oberpfalz bindet man beim Ausraufen des Glachs fünf bis sechs Halme, die man stehen läßt, oben in einem Knoten zusammen, damit das „Hulzfral“ sich darunter setze und Schutz finde. Auch bei der Heu- und Kornernte bedenkt fromme Einfalt die Holzweibchen. Im Meininger Oberland läßt man ein kleines Häuschen Heu auf der Wiese liegen und sagt, das gehöre dem Holzfräulein für den gebrachten Segen. In der Oberpfalz und in Oberfranken bleibt ein Büschel ährentragender Halme für die Holzweibchen stehen, und hier und da erhalten sie auch ihren Anteil von der Obsternte.

Neben diesen kleinen Waldgeistern kennt die Volkssage aber auch solche, deren Wuchs ins Riesenhafte gesteigert ist. Als gewaltigste Vertreter dieser mythischen Gestalten sei da zunächst der wilde Mann oder Wildente gedacht. Sie hat die aufgeregte Phantasie des Volkes mit den wunderbarsten Farben ausgeschmückt. Aber die Spitzen der höchsten Bäume ragen ihre Häupter empor, sodaß das kleine Menschlein an ihnen wie ein

Eichfäßchen in die Höhe klettert, sich ihnen ins Ohr setzen und auf ihrem Hute weithin ins flache Land schauen kann. Grauensvoll schallt ihre Stimme; vor ihrem Schnauben erzittern die Blätter an den Bäumen, und wenn sie schnarchen, rauschen die Äste im Sturmwind und die Felsen beben. In trogiger Wildheit, rauh und knorrig wie die Rinde des Baumes oder auch braun wie rostiges Eisen, ganz bedeckt von zottigem Haar, das über das verwilderte Gesicht bis zu den Knien herabhängt, so stapfen sie durch den Tann oder fahren im Sturm durch das Gezweig, riesige Kiefern schüttelnd wie leichte Äste. Sie sind am vergnügtesten, wenn der Sturmwind tobt und der Blitz aus den Wolken fährt, dann gehen sie hoch über die Berge und rütteln an den Wipfeln der Bäume. Ihre Wohnung liegt im dicksten Gesträuch, in unnahbarer Höhle. Die höchsten Baumwipfel beugen diese Riesen als Wiede für ihre Reissigwellen, sie zersprengen den Stein, daß das Wasser herausfließt, und schlagen mit der Faust gewaltige Felszacken ab zum Bau ihrer Häuser. Oft entzweit sie die Wut, dann reißen sie sechzigjährige Eichen aus, mit denen sie sich prügeln wie kindische Knaben. Wehe dem Wanderer, dem sie begegnen, sind sie doch oft lüstern nach Menschenfleisch! Ihre Frauen, die Waldfrauen oder wilden Weiber, steigen oft in Mondnächten in die Lüfte. Ihre Kleidung ist grün und rauh, moosbewachsen, ihr Haar lang und aufgelöst, ihr Rücken hohl wie ein morscher Baumstamm.

Neben diesen gefürchteten Waldriesen haust noch manch anderes Gesindel im Walde. Wer hat sich nicht schon im Forste verirrt, ist plötzlich vom sicheren Wege abgeraten, auf Klippen oder gefahrvollen sumpfigen Boden, und steht nun zweifelnd da, unwissend, wo aus noch ein? Lag es nicht nahe genug, auch hier das Spiel höhnischer Geister zu sehen? Viele deutsche Stämme kennen das „He- oder Heitmännlein“. Es sitzt auf den höchsten Bäumen und lockt durch die Rufe „He, Heit“ oder durch die Nachahmung eines weinenden Kindes die Wanderer auf Abwege, bis sie auf schroffer Felsklippe nicht mehr weiter können. Die gefällten Stämme läßt es auf den Karren der Holzhauer fallen, daß er zersplittert; unsichtbar ohrfeigt es die Beerenfuchserinnen und hüpfst wohl auch als Flämmchen vor ihnen her, um sie dann plötzlich in unbekannter Gegend zu verlassen. In Mitteldeutschland stellt man sich den „Hoimann“ als riesiges Waldgespenst vor, das über und über mit Moos und Flechten bewachsen ist und einen breiten Hut trägt. Der Thüringer Sage ist der Hockauf, der Hockeldeink geläufig. Er springt dem Wanderer plötzlich auf und zwingt ihn durch Schlagen und Stoßen, die zentnerschwere Last so lange zu tragen, bis er ermattet zusammenbricht. Um Sumpf und Moor brüten vor allem solche boshafte Geister, dort, wo plötzlich der feste Waldboden weicht und der Fuß in trügerische Tiefe sinkt. Hier hausen die Irrlichter im ungewissen Schein des Mondes, das flackernde Heer der Luchtmännchen oder Leuchtmännlein. Sie locken den Verirrten mit trügerischem Glanz, sie hüpfen vor ihm her, bis er am Abgrund steht. In der Rhön tanzen die Moorjungfrauen des Nachts in Gestalt schwebender Lichtlein auf der Moorfläche. Auf der holfsteinischen Heide aber wohnt

die Moorfrau. Ihr rabenschwarzes Haar fließt schlangengleich über ihren schlohweißen Leib herab und ist mit weißen und roten Wasserrosen geschmückt. Durch das Rauschen der breiten Schilfblätter, die der Wind bewegt, und das Glucksen, das immerwährend vom lockeren Moorgrund aufquirlt, lockt sie die Menschen an. Wehe aber dem, dem ihr Anblick wird, er muß unrettbar mit hinab in den moorigen Grund!

Wenn die Herbst- und Winterstürme durch den Wald brausen, daß die Riesenbäume ächzen und der ganze Forst wankt und brandet wie ein aufgeregtes Meer, wenn ein gewaltiges Säusen und Brausen, ein entsetzliches Jöhlen und Pfeifen den ganzen Wald erfüllt, daß es dem Menschen vor dem fürchterlichen Getöse graute, dann rastete nach altem Volksglauben der wilde Jäger durch den Tann. In ihm erkennen wir Wodan wieder, den alten, gewaltigen Sturm- und Schlachtengott, der die gefallenen Helden bei sich aufnimmt und in den Sturm- nächten an der Spitze seiner Einherier und der Walküren einherjagt. In christlicher Zeit ist er nun freilich herabgesunken zum Sturmdämon, dessen gespenstiges Gefolge Hergen und allerlei anderes unheimliches Gesindel bilden. Meist stellt man ihn sich vor als wilden grausigen Mann in flatterndem Mantel, den Schlapphut auf dem Kopfe, auf grauem oder weißem Rosse. Mit Halloh und Hussah folgt ihm das wütende Heer, tobender Hörnererschall, Peitschenknall und das Bellen wilder Hundemeuten. Wie ein Wirbelwind kommt die tolle Jagd daher, die stärksten Bäume biegen sich zur Erde. Der einsame Wanderer, dessen Weg das „wilde Gejaid“ kreuzt, hört plötzlich aus dem tosenden Lärm seinen Namen. Wenn er sich nicht sofort zu Boden wirft oder auf einen Kreuzweg flüchtet, so packt es ihn, reißt ihn unbarmherzig mit sich fort, um ihn nach meilenweitem Jagen aus schwindelnder Höhe herabstürzen zu lassen. Oft fliegt dem Menschen, der auf den Anruf antwortet, auch ein Pferdeschenkel oder der zerrissene Leib eines Moosweibchens an den Kopf. Wie wir schon erwähnten, ist ja gerade der wilde Jäger der erbitterteste Feind der kleinen Leutchen. Ebenso gefürchtet wird er von den „Saligen Fräulein“, den wilden Frauen des Wintischgaues und Oberinnentalen, die aber nichts gemein haben mit den Frauen der Wildleute. Blondlockig und blauäugig, in blendendes Weiß gekleidet, um den schlanken Leib einen goldenen Gürtel, so sitzen sie oft auf den höchsten Höhen und lassen wunderlieblichen Gesang ins Tal hinabschallen. Sie wohnen in schimmernden Eiscrotten, die sich im Schoße der Berge zu prachtvollen Räumen erweitern und oft talwärts von einem verborgenen Blumenparadiese umgeben sind. Hier hegen sie die flinken Genssen und schützen sie vor dem Jäger, sie segnen die Almen und erweisen den Hirten mancherlei Gutes. Vor dem wilden Jäger aber fliehen sie; holt er sie ein, so legt er sie ungeachtet ihres Jammers und Flehens gebunden auf den Rücken seines Pferdes. In ganz Deutschland findet sich der übrigens schon im 12. Jahrhundert bezeugte Glaube vom wütenden Heer und wilden Jäger, der bald so, bald aber auch als Waud oder Wol (Wodan), Wodejäger oder Nachjäger, Berndietrich oder Hackelberger usw. bezeichnet wird.

Die Mütter.

Die Mütter, die längst in der Erde ruh'n,
Müssen noch einmal die Arme aufstun:
Die Gefallenen all', die braven,
Kommen aus Mutterherz schlafen.

Oben drüber gehen die Wogen
Der Schlacht . . . Die Stirnen zusammengebogen,
Betten sich Mutter und Kind . . .
Ihre Hände versflochten sind.

Der Knabe die Kugel im Herzen,
Die Mütter die Schwerter der Schmerzen
In der Brust . . . Sieg flattert in Lüften.
Leid atmet in Gräften . . .

Eso Sternberg.

Der Tornister.

Kulturgeschichtliches zur Soldatensprache.

Von Dr. J. Stanjek.

(Nachdruck verboten.)

Im Leben unserer wackeren Feldgrauen spielt der Tornister eine ganz hervorragende Rolle. In ihm tragen sie alles mit sich herum, was sie außer den Waffen und der Munition zu des Lebens und des Krieges Notdurft gebrauchen. Und wenn sich der Soldat im Kriege auch vieles abgewöhnt hat und abgewöhnen mußte, was ihm vorher als geradezu unentbehrlich dünkte, so bleibt ihm doch noch sehr vieles im Tornister zu tragen übrig. Man kann daher begreifen, daß ihm der „Affe“ oder das „Kleiderspind“ oft lästig genug fällt. Namentlich während langer, anstrengender Märsche wird ihm dieses „Möbel“ überaus unangenehm. Was sollte aber der Soldat ohne den Tornister anfangen? Sein Verhältnis zu seinem ständigen Begleiter ist wie dasjenige manches Ehegatten zu seiner besseren Hälfte. Mit dieser glaubt er nicht leben zu können, ohne sie aber erst recht nicht.

Wenn der Soldat seinen Tornister „Affe“ getauft hat, so stammt dieses Bild von den herumziehenden „Künstlern“, die auf dem Rücken oder auf der Schulter einen wirklichen Affen mit sich herumführen und diesen bei den Klängen eines Leierkastens seine Kunststücke ausüben lassen. Heute begegnet man derartigen „Affenkünstlern“ seltener als früher. Von einem Teilnehmer des Krieges 1870/71 wird uns die Redensart „den ollen Affen verkaufen“ verzeichnet, die damals im Sinne von „den Tornister ablegen“ bei unseren Soldaten viel im Schwange war.

Bei der Bezeichnung „Kleiderspind“ liegt der Vergleich des den Tornister tragenden Soldaten mit einem „Ziehmann“ vor, der beim Umzuge ein umfangreiches Kleiderspind die Treppen hinauf zu tragen hat. Oft drückt auch der Tornister den wackeren Feldgrauen auf anstrengenden Märschen und bei großer Hitze beinahe so sehr darnieder wie das Kleiderspind den „Ziehmann“ oder „Möbeltransporteur“, wie man auf gut Deutsch noch vielfach bei uns sagt. In dem treffenden Bilde vom „Kleiderspind“ kommt aber noch der Gedanke zum Ausdruck, daß der Tornister für den auf dem Marsche befindlichen und im Felde stehenden Soldaten auch tatsächlich die Rolle eines Kleiderschranks zu erfüllen hat. In manchen Gegenden sprechen die Soldaten von ihrer „Kommode“, von ihrem „Kasten“, oder gar vom „Glaschrank“. Auch die Bezeichnung „Rheumatismuskasten“ hört man vielfach; bei diesem Vergleich ist keine Beziehung auf wirklichen Rheumatismus zu suchen. Im Volksmunde bezeichnet man oft Schmerzen im Allgemeinen als Rheumatismus, und der Tornister verursacht seinem Träger häufig genug gehörige Druckschmerzen. Die Soldaten einiger schlesischer Regimenter benennen ihren Tornister auch als „hölzernen Ofen“; sie bringen damit zum Ausdruck, daß sein Tragen dem Soldaten oft kräftig einheizt, namentlich bei großer Hitze. Bei den bayerischen Soldaten sind Bezeichnungen „fell“, „Kaibel“ und „Muckl“ im Schwange. Die erste dieser Bezeichnungen bedarf nicht der Erklärung. Das Wort „Kaibel“ ist die verkleinerte süddeutsche Form des norddeutschen Wortes „Kalb“; einer alten Tradition zufolge werden die Tornisterüberzüge in der Hauptsache aus Kalbfellen hergestellt; auch rotbraune Fohlenfelle eignen sich für diesen Zweck. Zu den Tornistern der Jäger und Schützen werden Dachsfelle verwendet; diese heißen daher auch „Dachse“. In dem jetzigen Kriege trägt ein Teil der Soldaten auch rotbraune Segeltuchornister. In dem Namen „Muckl“ liegt eine Abkürzungsform des Heiligennamens Nepomuk (Johannes von Nepomuk) vor; der Name des böhmischen Nationalheiligen wird auch in den katholischen Nachbargebieten Böhmens vielfach als Vorname gebraucht. Daraus entwickelte sich der Spitzname

„Muckl“, den man in Bayern namentlich beim Militär vielfach antrifft. So nennt beispielsweise der Münchner Soldat die dortigen kleinen Weißbrötchen „Pfennigmuckeln“. Nicht übel ist auch die scherzhafte Bezeichnung „Bundeslade“, die der Soldatenhumor dem Tornister gegeben hat.

Auch der nichtberittene Offizier trägt bei uns im Felde einen Tornister, der viel leichter und bequemer ist als der Mannschafftornister. Trotzdem erfreut sich der sogenannte Leutnantstornister bei seinen Trägern keiner besonderen Beliebtheit; diese haben ihm daher den höchst merkwürdigen Beinamen „Schandfleck des Rittertums“ verliehen. Der Leutnantshumor stellt ja ein besonderes Kapitel für sich dar; muß der Leutnant Helm und Schärpe anlegen, so nennt er dies „in Hut und Schleier“ gehen, und ein Hauptmann in seiner Kriegsausrüstung ist ihm ein „Häuptling in voller Kriegsbemalung“.

Der französische Soldat nennt den Tornister havresac; die Naturgeschichte des französischen Tornisters ist uns also sofort klar: er ist aus dem Haversack des deutschen Kavalleristen hervorgegangen. Woher aber führt unser Tornister seinen Namen? Die Naturgeschichte dieses Namens ist womöglich noch merkwürdiger als die des französischen havresac. Er kam aus dem Westslavischen in unsere Militärsprache; im Böhmischen und Slowakischen heißt er tanistra, und daraus ist dann die deutsch klingende Form „Tornister“ entstanden. Nicht wenige unserer heutigen militärischen Bezeichnungen sind aus dem Osten zu uns gelangt; es sei nur an die Worte „Ulan“ und „Husar“ erinnert, sowie an eine Reihe von Waffen- und Ausrüstungs-Bezeichnungen, wie: Säbel, Dolch, Pallasch, Haubitze, Tschapka, Kalspak, Ustila usw., die sämtlich slavischen oder ungarischen Ursprungs sind.

Die Slaven sind aber keineswegs die Erfinder des Tornisters, wie viele aus der Tatsache schließen zu können glauben, daß das Wort „Tornister“ aus dem Slavischen in unsere Sprache gewandert ist. Im 17. Jahrhundert begegnen wir im Deutschen für den Tornister neben dem Worte Tanister auch der Bezeichnung Kanister. Dieser letzte Ausdruck ist für die Erklärung des Wortes Tornister sehr wertvoll. Die alten Griechen bezeichneten mit ihrem Worte kanistro einen aus Rohr geflochtenen Korb. Das Rohr und seine Bezeichnung im Griechischen kanna, die auf ein phönizisches kaneh zurückgeht, spielt in der Kultur- und in der Sprachgeschichte eine sehr hervorragende Rolle. Da schon die alten Phönizier das Rohr als Meßstab verwendeten, weil der Abstand zwischen den einzelnen Knoten der Rohrstengel eine fast immer wiederkehrende bestimmte Größe hat, erklärt sich daraus das griechische Wort kanon in der Bedeutung Meßstab, Richtschnur, Regel, und auf diesem Wege kamen die Canones in der Kirche und in der Musik, die kanonischen Bücher, die Kanoniker der Kirche usw. zu ihrem Namen.

Als Kanoniker bezeichnet man mitunter scherzhaft unsere braven Kanoniere. Wie erklärt sich dieser merkwürdige Gleichklang im Anfang der beiden Wörter Kanoniker und Kanonier? Sehr einfach. Auch unsere Kanone, der die Kanoniere ihren Namen verdanken, führt den Ursprung ihres Namens auf die griechische Bezeichnung des Rohres kanna zurück. Da das Rohr hohl ist, belegten die alten Römer danach eine Röhre mit dem Ausdruck canalis. Nun wissen wir auch, was unsere Fremdwörter Kanal und Kanäle zu bedeuten haben. Das italienische Wort cannone, von dem unser Ausdruck Kanone herkommt, bezeichnet ebenso ein großes Rohr wie das ebenfalls italienische Wort ballone einen

großen Ball. Die dem Italienischen eigene Endung — one ist eine sogenannte Vergrößerungsendung. Man darf also die Wiener nicht verspotten, weil sie „Luftballohn“ sagen; die norddeutsche Aussprache des Wortes Luftballon ist eigentlich falsch, da es sich hier nicht um eine mit Hilfe der französischen Endung — on gebildete Verkleinerung handelt, sondern um eine recht sehr in die Augen fallende Vergrößerung.

Das Rohr hat aber neben seiner Bedeutung als Meßstab und als Röhre noch eine dritte sehr wichtige Aufgabe in der Kulturgeschichte zu erfüllen. Schon die alten Phönizier flochten aus seinen Stengeln Körbe. Die Griechen belegten solche Körbe u. a. mit dem Namen kanistron und kanstron. Der letzte Ausdruck wanderte u. a. ins Spanische; in dieser Sprache wurden besonders diejenigen aus Rohr geflochtenen Körbe, in denen der in den westindischen Kolonien geerntete Tabak nach Europa geschafft wurde, mit dem Namen canastro belegt. Daher hat also „Kanaster, der gelbe“, den „uns Apollo präpariert“ hat, seinen Namen. Der anderen Wortform kanistron waren aber militärische Ehren vorbehalten, wie das schon erwähnte Wort „Kanister“ zeigt, das bei uns im Sinne des heutigen Ausdrucks „Cornister“ schon im 17. Jahrhundert gebraucht wurde. Das Wort ist also ohne jeden Wandel in seiner Form aus Konstantinopel zu uns gewandert. Die griechischen Soldaten der byzantinischen Zeit trugen Rohrkörbe auf dem Rücken; die Balkanvölker ahmten diese Sitte nach, und so begegnet uns denn später das aus dem griechischen kanistron (tanistron) hervorgegangene Wort taistra in der Bedeutung „Futterack“ im Rumänischen und dann im Polnischen. Im Böhmisches und Slowakischen entwickelte sich aber aus dem byzantinischen kanistron die Form tanistra und dieses Wort bezeichnete hier schon das wichtige militärische Ausrüstungsstück, das der Soldat auf Märschen und im Kriege auf seinem Rücken trägt.

Aus dem Militärdienst wanderte der Cornister in die Schule; die kleinen Abc-Rekruten tragen Schultornister, die auch einfach „Cornister“ genannt werden. Merkwürdigerweise erfreut sich diese bequeme Schultasche bei den Schülern und Schülerinnen keiner besonderen Beliebtheit; sobald es ihnen nur möglich ist, vertauschen sie den Cornister mit der unbequemen in der Hand zu tragenden Büchertasche oder Mappe. Worin mag die merkwürdige Abneigung der Jugend gegen den Schultornister ihren Grund haben? Dieselben Jungen, die nicht dazu zu bewegen sind, sich auf dem Wege zur Schule den Cornister aufzupacken, tragen auf Ausflügen mit Wonne den Rucksack.

Sonst begegnet man dem Worte „Cornister“ oder vielmehr einer Ableitung von ihm nur noch in einem einzigen Falle in der nichtmilitärischen Sphäre. Wir bezeichnen das menschliche Haar, namentlich dasjenige von Damen, dessen eigenartiges röthliches Blond an die Farbe des Kalbfelles erinnert, aus dem der Cornisterüberzug gefertigt ist, als cornister blond. Dieses Cornisterblond soll manchmal nicht echt sein; umso echter ist aber die Farbe des Kalbfellcornisters. Man hält an ihr bei unserem Militär aus alter Gewohnheit fest, obwohl es auf die Farbe garnicht ankommt, wie die Dachse der Jäger und Schützen zeigen, die schon immer das bekannte Feldgrau der Dachse aufgewiesen haben. Als man bei Ausbruch des jetzigen gewaltigen Krieges unsere Soldaten ganz in Feldgrau kleidete, nahm man die Farbe der Cornister davon ausdrücklich an; auch die neuen Cornister, die in großer Zahl während des Krieges für den ins Feld rückenden Ersatz angefertigt wurden, sowie die aus Segeltuch angefertigten Cornister weisen die bekannte rotbraune Cornisterfarbe auf. Da der Soldat auf seinen Cornister noch viele andere unentbehrliche Gegenstände wie den Mantel und die Zeltbahn packen muß, ist bei seiner feldmarschmäßigen Ausrüstung nur noch wenig von der verräterischen Cornisterfarbe zu entdecken.

Die Glocke aus Flandern.

Von Konrad Martin Laut.

(Nachdruck verboten.)

In der Wohnung des alten Musikprofessors Erwin Meinardus herrschte geheimnisvolles Dämmern. Vom kleinen Garten vor den Fenstern, der wieder einmal voller Kliederduft und Goldregenzauber war, fiel noch ein letztes Streifen Licht von dem scheidenden Mittag in das Zimmer, während von drüben her, wo der Einturm des Münsters wie eine drohende Schwurhand in den Abendhimmel wuchs, ein schwerer Schatten sich an das Häuschen drängte und den leuchtenden Schimmer langsam zerdrückte.

Die Zeit zwischen Tag und Nacht war dem einsamen Mann von jeher die liebste. In früheren Jahren, als die nun lange in Frieden schlummernde Gattin noch sorgend neben ihm stand, war diese Stunde erfüllt von Musik und Gesang. Da saß Meinardus an seinem Klavier und phantasierte sich alles Frohe und Schwere vom Herzen oder die Gattin sang seine klingenden Lieder, die er am Tage niedergeschrieben hatte.

Das alles war längst vorbei. Nach der treuen Gefährtin war auch der einzige Sohn aus dem Häuschen gewandert, zwar nicht in den stillen, ephreumspinnenden Winkel von St. Aurelien, wohl aber ins blühende Leben, das er als tüchtiger, zu Ehren und Ansehen gekommener Maler gemeistert hatte. Nun stand der Junge als Hauptmann der Landwehr draußen bei Ypern im Feld, und zu der Einsamkeit des Lebens gesellte sich für den alten Professor noch die Sorge. Seit vierzehn Tagen hatte der liebe, prächtige Mensch nichts von sich hören lassen, bis endlich heute, gerade um Abendwerden, ein seltsamer Gruß aus Flandern eintraf.

Meinardus hatte die Lampe auf seinem Schreibtisch angezündet und stand jetzt wieder vor der geöffneten schweren Kiste, aus der ein tiefer Metallglanz ihm warm entgegenquoll. Der brave Hans hatte tatsächlich sein Vorhaben ausgeführt. Bei einer Streife im südlichen Flandern war ihm von einem belgischen Händler eine alte, wertvolle Glocke angeboten worden, die in friedlichen Zeiten zu einem nun untergegangenen Glockenspiel gehört hatte. „Der Mann behauptet“, schrieb Hans in seinem vorletzten Brief, „die Glocke stamme von dem Gießer Petrus Hemony. Ich weiß nicht, ob es stimmt. Wenn wir den Handel abschließen, schicke ich Dir das hübsche Stück für Deine Sammlung.“

Nun war der Fremdling aus Flandern da. Aus einem Wust von Papier, getrocknetem Gras und alten Lappen hatte Meinardus ihn aus der Kiste gehoben. Es war ein reichlich zwei Spannen großes Ding mit einem Spruchband am untern Rand und einem kräftigen, jetzt freilich abgenutzten Klöppel. Ein Laie hätte wohl kaum etwas Außergewöhnliches an ihm entdeckt. Den kundigen Musiker aber, der über manche Glocke sein Urteil abgegeben hatte, ehe sie auf den Turm zwischen die Schallöcher kam, entzückte das Kunstwerk auf den ersten Blick. Allein schon der leuchtende Glanz des Metalls ließ auf eine vortreffliche Mischung von Zinn und Kupfer schließen; vermutlich war es die alte Legierung, von der schon der Mönch Theophilus in seiner berühmten *Schedula diversarum artium* gesprochen hatte. Die Form war vornehm und rein, nach unten kraftvoll geschwungen, nach oben schlank und in edler Verjüngung. Möglicherweise stammte das

Werk tatsächlich von Petrus Hemony, zum mindesten von Albert de Grave oder dem wackeren van den Gheyn.

In dem Beschauer erwachte der leidenschaftliche Drang zum Prüfen und Forschen. Mit einer ihm sonst ganz fremden Unruhe entnahm er dem Schreibtisch ein altes Vergrößerungsglas und die stets griffbereite Stimmgabel. Dann wurde in gleicher freudiger Hast eine kräftige Schnur vom Fenster zur Tür gespannt und die Glocke emporgezogen.

Im Stübchen war alles feierlich still und ernst. Die morschen Büchergestelle und Schränke warfen gespenstige Schatten unter die schwebende Glocke; von der Wand blickten die Bilder Beethovens und Bachs mit klaren Augen in das Halbdunkel; nur draußen im Glimmer des Gärtchens versuchte die erste Nachtigall ein schluchzendes Lied.

Der Alte trat an die Glocke und schlug mit dem Knöchel des Zeigefingers gegen den Mantel. Ein heller, unendlich süßer Ton erfüllte, langsam zerfließend, den Raum. Es klang wie der Hauch einer Geige oder das Beben eines edlen Kristalls. Professor Meinardus stellte die Höhe des Tons nach der Stimmgabel fest und nickte befriedigt. Er hatte es erwartet. Dem silbernen dreigestrichenen D hatten die langen Jahrhunderte von seiner Reinheit und Güte nichts nehmen können. Ein zweiter, kräftiger Schlag mit dem Klöppel weckte neben dem Hauptton nun auch die Nebentöne. Ganz deutlich vernahm das geübte Ohr des Kenners den Grundakkord mit Quinte, Terz und den beiden Oktaven. Ein wunderbares, ergreifendes Läuten war es, das jeden Winkel der stillen Stube mit Wohlklang durchzog. Fürwahr, ein solches Werk konnte nur ein großer Meister aus der flandrischen Erzgießerzunft geschaffen haben. Aus ihm sprach derselbe niederdeutsche fromme Geist, der aus den hehren Kathedralen und den Bildern der mittelalterlichen Vlamen mit starker Überzeugung redete. Man mußte noch beten und an seinen Gott glauben können, um eine solche Engelsstimme zum Tönen zu bringen. Den Heutigen war das versagt. Für sie war das Glockengießen nur noch ein Geschäft, darum griffen ihre Glocken den Menschen auch nicht mehr so tief ins Herz.

In stiller Bewegung nahm Meinardus die Glocke von der Schnur und stellte sie unter das Lampenlicht. Nun galt es noch, das Spruchband zu entziffern, das zwischen Ranken aus lebhaft bewegtem Ephen um die äußere Wölbung lief. Vielleicht ließ von ihm sich etwas über Herkunft und Zeit des Fremdlings erfahren. Ganz leicht war die Aufgabe nicht. Die Buchstaben, späte Majuskeln aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, waren eng aneinander gedrängt, um dem vermutlich langen Spruch den nötigen Platz zu schaffen. Mit Hilfe der Lupe entdeckte der sorgsame Forscher zunächst die Worte *vita und sumus*. Also vom Leben erzählt das Erz, gewiß von dem gleichen holden Leben, das der Glockenmund so tönend verkündete. Dann folgten in neuer suchender Arbeit die übrigen Worte. Eins nach dem andern, aber

keines mehr hell und freudig, sondern schwer wie die Schläge des Schicksals und niederdrückend in ihrer grausamen Wahrheit: *Media in vita morte circumdati sumus*.

Der alte Musiker ließ die Hand mit der Lupe sinken und strich sich über die Stirn. Was war das? Wie kam die kleine Glocke aus Flandern, die doch gewiß die lieblichste unter ihren Schwestern im klingenden Spiel des niedergeschossenen Glockenturmes war, zu diesem qualvollen Spruch? Mitten im Leben sind wir von Tod umgeben. War das die wahre Seele des Glöckchens oder hatte sein Schöpfer die Worte ihm nur aufgeprägt, weil er sie selbst im harten Leben erfahren hatte?

Den einsamen Mann in dem grabstillen Zimmer überkam eine unerklärliche Bangigkeit. Immer von neuem hämmerte das Wort an sein Herz, während die Schatten um ihn zu wachsen schienen und die Augen der beiden Großen dort an der Wand ihn rätselvoll anstarrten. Plötzlich mußte er des fernen Sohnes in Flandern gedenken, der mit seiner Kompagnie wohl eben jetzt in irgend einem Graben lag und das Vaterland schützte. Was hatte der Junge doch heute geschrieben? „Wenn Du die alte Glocke in Deinem Stübchen zum Läuten bringst, singen die englischen Kugeln uns sicher ein weniger friedliches Hallelujah!“

Dem alten Professor wurde die Luft im Zimmer zu schwül. Mit einem heftigen Ruck schob er die Glocke beiseite und stieß die Fensterflügel auf. Aber dem Gärtchen draußen standen die Sterne der Mainacht und streuten ihre Lichttropfen auf das blühende Glück, daß alle Äste und Zweige geheimnisvoll aufblitzten. Ein lehtes Schluchzen der Nachtigall flatterte ängstlich zum Münster, von dem die gigantische Schwurhand mit unaufhörlichem Drohen ins Dunkle griff.

Der Träumer am Fenster schreckte plötzlich zusammen. Ein gellender Schlag zerschchnitt die Stille des Zimmers und brach mit einem schrillen Bersten ab. Am Boden neben dem Schreibtisch lag die kleine Glocke aus Flandern, die wohl zu nahe an den Tischrand geschoben worden und nun herabgestürzt war. Vom Spruchband gegen den feingeschwungenen Hals, die Worte *vita und morte* trennend, zog sich ein scharfer Riß, der ihre klingende Seele für immer vernichtet hatte.

In tiefer Erschütterung nahm Professor Meinardus die stumme Glocke wie ein totkrankes Kind auf den Arm und bettete sie mit zärtlicher Sorgfalt zwischen Gras und Papier in die offenstehende Kiste. Ihm war zu Mute, als hätte er eben einen lieben Menschen begraben.

* * *

Zwei Tage später traf in dem Häuschen beim Münster die Nachricht von dem Heldentod des Hauptmanns Meinardus ein. In derselben Nacht, in der die Glocke ihre süße Stimme zum erstenmal erhoben hatte und dann so jäh verstummt war, hatte eine englische Granate das Herz des Kindes zerrissen . . .

Die letzte Stunde

Skizze von E. Osten.

(Nachdruck verboten.)

Ticktack — — ticktack — — —
Er blickte mit seinen müden Augen nach dem Zifferblatt der Uhr — — — um den Zeiger zu verfolgen.

„Vielleicht werde ich die Nacht nicht mehr erleben“, sagte er sich. Der Gedanke beunruhigte ihn nicht; er hatte sich seit vielen Monaten einer schweren ununterbrochenen Leidenszeit mit ihm vertraut gemacht. So oft ihm die fürchterlichen Schmerzen, welche sein Gehirn durchwühlten, eine Stunde Ruhe ließen, hatte er an den Tod gedacht, und von aller Angst und Sorge war zuletzt nur eine brennende Neugier übrig geblieben, wie das alles vor sich gehen würde.

Merkwürdig! Er hatte so viele Bücher gelesen, so viel studiert, sein Hirn zermartert, und er wußte noch nicht einmal etwas vom Sterben, von diesem alltäglichen Vorgang in der Weltgeschichte.

Sein Geist war klar. Wenn er jemand bei sich hätte, einen treuen, verständigen Freund, er würde ihm alles in die Feder diktieren, jeden Moment, jedes Symptom genau schildern, bis die Nacht käme, die endlose Nacht.

„Ticktack — ticktack“ machte die Uhr, und unwillkürlich sang er es mit, während sein Hirn diese merkwürdigen Gedanken weiter spann.

Dann fiel ihm ein, daß es Zeit sei, Abschied zu nehmen von seiner engen Klausur. O Gott! 40 Jahre,

das ist kein Alter — man hätte schon noch so ein paar Jährlein mittun können. — Was wollte er denn? Ein bescheidenes Glück. — Mühe und Arbeit ist es gewesen, ein schwerer Kampf — dazwischen einige sonnige Blicke — ein wenig Liebe — ein wenig Hoffen — und ein langes, trostloses Ringen nach einem unerreichbaren Ideal.

Abschied nehmen! Die Blicke glitten liebevoll über die schlichten Möbel. Man lernt solch tägliche Gefährten schätzen. Dort das breite Nußbaumspind, zwei Stühle, das behagliche Sofa mit dem abgelesenen Bezug, der runde Tisch davor, einige Familienbilder an der Wand, die Bronzeuhr — — — die Augen taten ihm weh. Die Uhr — er hatte sie von seiner Braut am Verlobungstage empfangen. Ticktack — ticktack —

Die Tür ging auf. Leise kam Frau Gertrud herein und setzte sich an das Bett des Kranken.

„Wie geht es Dir jetzt, Schatz? Hast Du Schmerzen?“

„Garnicht, mein Kind — ich fühle, daß jetzt alles besser wird.“

„Besser?“

„Ja, — Du weißt, daß ich nichts Zehnlicher wünsche als zu sterben — Freund Ham wird sich meiner erbarmen — sei vernünftig, Gertrud! Laß uns die Stunden, die wir noch beisammen sind, in heiterem Frieden genießen.“

„Genießen — in solcher Stunde! Oh, wenn Du Dein Leben lang bisweilen an den Genuß gedacht hättest!“

„Wir konnten es nicht, Gertrud. Wir haben beide getreu zusammengestanden; aber der schwere Kampf um das liebe Brot, um das Leben hat uns nicht zur Besinnung kommen lassen.“

„Ja, wir haben wie zwei Arbeitspferde an einem gemeinsamen Karren gezogen. Wir haben neben einander gelebt — nicht mit einander. Gewiß, liebe Gertrud, es ist nicht sehr heiter und ein wenig eng bei uns gewesen. Ich hätte Dir mehr Glück bringen können, wenn ich ein wenig sorgloser gewesen wäre. Ich konnte es nicht. Mir war, als ob stets ein drohendes Gespenst hinter mir stände, das mich vorwärts trieb und alles, was wir erreichten, war doch nur, daß wir gelebt haben, und weiter nichts. — Nein, zu Liebeskosen war uns schließlich kaum Zeit und nicht das sorglose Gemüt mehr geblieben. Aber Du warst mir doch gut — Deine Treue hat mich aufrecht erhalten bis jetzt.“

„Du regst Dich auf — willst Du nicht lieber ruhen?“

„Nein, laß mich sprechen, Gertrud! — Während ich hier lag, ist der Friede wieder bei mir eingekehrt. Ich habe in diesen letzten Stunden noch einmal die zwölf Jahre durchwandert, während deren Du mich durchs Leben begleitet hast; nun ist mir so warm und feierlich ums Herz; es ist mir, liebe Gertrud, als ob ich hier eine versäumte Liebeserklärung nachholen sollte. — Als Du mit Deinen 18 Jahren frisch und schön, wie eine blühende Maiblume, vor mir standest, da sagte ich Dir, wie sehr ich Dich liebte. Ich liebte Dich, weil Du schön und jung warst, und weil Du so muntere Augen hattest. — Aber heut' weiß ich erst, wie gut Du warst, wie treu Du zu mir hieltest — am treuesten, wenn die Not an die Tür klopfte. Und dann haben wir wieder weiter zusammen den schweren Karren gezogen.“

Er legte den Kopf in die Kissen zurück und die Tränen rannen über seine Wangen.

Sie beugte sich zu ihm nieder und küßte ihm die heiße Stirn.

„Ach, wie habe ich mich all die Jahre nach einer trauten, feierlichen Stunde gesehnt!“ sagte sie. Das Herz war mir so voll, es verlangte so heiß nach einem Menschen, um ihm Liebe — Liebe zu spenden, und Du sahst es und fühltest es nicht, gingst stumm neben mir her. Ach, Du armer Mann — oft, wenn ich Dich noch in später Nacht in Deinem Arbeitszimmer auf- und abgehen hörte, weinte ich in meine Kissen hinein und dachte, Du hättest mich ganz und gar vergessen. — Und nun? Wer weiß, was nun kommen wird?“

Sie fuhr ihm mit der weichen Hand durch das buschige Haar. —

Es war im Zimmer ganz dunkel geworden. Aber die beiden vergaßen alles um sich her. Die Phantasie führte sie zurück in die ersten Tage ihrer Liebe. Sie hatten alle Trübsal ausgelöscht und plauderten von einer schönen, wonnigen Zeit. —

„Ticktack“ machte die Uhr, „ticktack“. Aber der Kranke hörte es nicht mehr. Er hielt mit beiden Armen den Kopf seines lieben Weibes umschlungen, um in ihren lieben, treuen Augen lesen zu können — trotz der Dunkelheit, die sie umgab.

* * *

Der Mond sah zum Fenster herein und gerade auf Gertruds blonden Scheitel. Erschreckt fuhr sie empor — die Stirn des geliebten Mannes, auf der noch ihre Hand ruhte, war so kalt.

„Hans!“ flüsterte sie leise, „Hans, wachst Du?“

Keine Antwort.

Sie beugte ihr Haupt, um seinen Atem zu hören, es war ganz still. Da überfiel sie eine namenlose Angst; sie drückte die Hand gegen ihre Brust, um das laut pochende Herz zu beschwichtigen.

Dann zündete sie entschlossen das Licht an, das auf dem Tischchen vor dem Bette stand.

Hans war tot.

Jetzt wußte sie es. Und doch schrie sie nicht auf vor Jammer und Schmerz? Und doch erfaßte sie kein Schauer vor dem Tode, der ihr den besten Mann entriß? O Gott! war das Herz in ihrer Brust plötzlich zu Stein erstarrt?

Nur eine Träne rann über ihre bleiche Wange und fiel auf die wachsbliche Hand, die auf dem Betttuch lag.

Sie legte sich über ihn und sah in sein liebes Gesicht. Nein, der Tod hatte es nicht verzerrt. Ein freundliches, gültiges Lächeln spielte um seine Lippen, ein Ausdruck selbiger Schwärmerei — wie in den sonnigen Tagen ihrer ersten Liebe. O nein — nein — nie hatte sie ein so liebes, gültiges, zufriedenes Antlitz zuvor gesehen.

Ein Strom warmen Blutes drang nach ihrem Herzen, ein Gefühl heißer Liebe erfüllte sie, und hier an dem Bett des Toten begann sie zu träumen von einem ewigen, unvergänglichen Glück. Er war in ihren Armen gestorben, die letzte, traute, durch keinen Schmerz getrübbte Stunde hatte ihm der Tod verschönt, den Senfemann in einen friedlichen Engel verwandelt, der lächelnd einen Schleier von der Vergangenheit zog und einen glücklichen Mann in die Gefilde der Seligen führte. —

Es gibt Schmerzen, die sich bald in eine stille Wehmut verwandeln, die das Herz wonnig erzittern machen wie die Freude — es ist, als ob man sie nicht mehr entbehren könne. Die Seele, gleichsam gereinigt und geläutert, bewegt sich auf leichten Schwingen; sie hat alles Gemeine von sich abgestreift und genießt den Ausblick in eine Welt voller Harmonie.

Gertrud lebte nur noch in dem einen Gedanken, daß ihr Hans nicht mit Groll aus dieser Welt geschieden, daß er glücklich mit ihrem Kuß auf den Lippen Abschied genommen. Vor ihrem Geiste stand unablässig das Bild des Mannes, der bis hierher den schmalen Pfad an ihrer Seite gewandelt — ein fleckenloses, reines Bild.

Mit einer unbeschreiblichen Sorgfalt, mit äußerster liebevoller Pietät ordnete sie seine hinterlassenen gelehrtten Schriften. Sie trieb einen wahren feierlichen Kult mit jedem Briefe, jedem Gebrauchsgegenstand des Gatten, es war, als ob sie alles in peinlicher Ordnung und blinkend sauber erhalten müsse, um ihm noch etwas Liebes zu tun.

Der Tod hatte ihrer Liebe kein Ziel gesetzt, und der unermüdlische Schatz an Liebe und Hingebung, welche ihr der Geliebte noch in der letzten Stunde gespendet, hatte sie so überaus reich gemacht, sie so gestärkt, daß sie nun wieder mutig den Kampf mit dem Leben aufnehmen wollte.

Hervorragend preiswerte

Sonder-Angebote

Mit dem heutigen Tage bringe ich eine Reihe fortlaufender Sonder-Angebote in Damen-Konfektion und Kleiderstoffen.
 Ich gebe mit diesen Sonder-Angeboten einer jeden Dame Gelegenheit, den Bedarf für den Winter durch die bei mir gebotenen großen Einkaufsvorteile zu decken.

Konfektion

Jacken-Kleider	aus soliden Stoffen gearbeitet, neueste Fassons	29 ⁵⁰	38 ⁰⁰	55 ⁰⁰
Jacken-Kleider	neue Hosenform Ersatz für Maß, allerbeste Verarbeitung	58 ⁰⁰	65 ⁰⁰	75 ⁰⁰ 85 ⁰⁰
Samt-Jacken-Kleider	die große Mode, feiche Formen, moderne Farben	85 ⁰⁰	98 ⁰⁰	125 ⁰⁰
Winter-Mäntel	neueste Macharten, offen u. geschlossen zu tragen, aus karierten u. einfarb. warmen Stoffen	19 ⁷⁵	24 ⁰⁰	32 ⁰⁰
Winter-Mäntel	aus Astrachan Plüsch u. Gorbamt, neueste Formen	27 ⁵⁰	36 ⁰⁰	45 ⁰⁰ 68 ⁰⁰
Schwarze Tuchmäntel u. Jacken	aus tief-schwarzen, soliden Stoffen verarbeitet	18 ⁵⁰	24 ⁰⁰	29 ⁰⁰ 32 ⁰⁰
Tailenkleider	in Wolle, Seide und Samt, feiche Macharten	25 ⁰⁰	32 ⁰⁰	45 ⁰⁰ 55 ⁰⁰
Kostümröcke	moderne glatte Formen aus glatten und gemusterten Stoffen	6 ⁵⁰	8 ⁷⁵	12 ⁵⁰ 16 ⁵⁰ und höher
Blusen	in Wolle, Seide, Samt und anderen Stoffen, elegante Fassons	4 ⁹⁵	6 ⁵⁰	8 ⁷⁵ 12 ⁵⁰ und höher

Kleiderstoffe

Blusen-Stoffe	moderne Streifen und Karos	Meter	95	165	225
Karierte Kleiderstoffe	neue hübsche Farbenstellungen, z. Teil 110 cm breit	Meter	135	195	270
Kostüm-Stoffe	130 cm breit, neueste Muster und Farben	Meter	210	350	475 650
Kleider-Cheviots	110 cm breit in vielen modernen Farben	Meter	195	250	350
Blusen-Seide	neueste Streifen, Karos und uni Farben	Meter	140	195	225 325
Kleider-Velvets	Einbener Fabrikat in vielen modernen Farben	Meter	175	195	250 325
Kleider-Velvets u. Cords	70 cm breit, in vielen Farben	Meter	250	375	475 575 und höher
Unterröcke	in Tuch, Wolle, Trikot und Seide, modernste Farben und Verarbeitung		390	450	575 750 und höher
Astrachan und Seidenplüsch	130 cm breit, für Mäntel und Jackenkleider besonders preiswert.				

S. GUTTMANN

10 eigene Geschäfte.

Wiesbaden.

Das Spezialhaus für Damen-Konfektion und Kleiderstoffe.

Langgasse 1/3.

Herbst- und Winter-Neuheiten

Reiche Auswahl allerneuester Formen
und Farben bei größter Preiswürdigkeit

J. Hertz

Langgasse 20

Hauptpreislagen:

Herbst- und Wintermäntel	Mark 39.—	48.—	68.—	88.—
Jackenkleider die letzten Neuheiten	Mark 65.—	95.—	110.—	125.—
Nachmittags- und Abendkleider	Mark 75.—	95.—	128.—	175.—
Einfache und elegante Blusen	Mark 19.50	28.—	39.—	48.—
Morgenröcke aus leichten und warmen Stoffen	Mark 15.—	25.—	39.—	45.—
Unterröcke für die neue Mode, in Taffet und weicher Seide	Mark 14.50	19.—	25.—	32.—

K 113

Tages-Veranstaltungen · Vergnügungen.

Theater · Konzerte

Königliche Schauspiels

Sonntag, den 31. Oktober.

251. Vorstellung.
Bei aufgehobenem Abonnement.

Oberon.

Große romantische Oper in drei Akten nach Shakespeares gleichnamiger Dichtung. Musik von Carl Maria v. Weber.

Personen:

Oberon, König der Elfen Hr. Sommer
Titania, Königin der Elfen Hr. Wibel
Lind Hr. Reimers
Zwöl Hr. Götter
Knechtchen Hr. Fried
Kaiser Karl der Große Herr Jollin
Düon von Bordeaux Herr Schabert
Scheraden, sein Schütz-
linde Herr v. Schend
Sultan al Raschid Herr Lehmann
Kali von Bagdad Herr Lehmann
Regia, seine Tochter

Frau Palm-Cordes a. G.
Meda, Kaiserin-Kammerherrin Herr Schwab
Sabo-Khan Thronfolger
von Persien Herr Albert
Fatime, Begia's Geliebte Frau Kämmer
Damer, der Stumme
des Palastes Herr Raschel
Amrou, Oberster der
Eunuchen Herr Andriano
Almanzor, Emir v. Tunis Herr Rodius
Kochana, i. Genahlin Hr. Eichelsheim
Abdallah, ein Seeräuber Herr Jacoby

Zeit: Ende des 8. Jahrhunderts.
1. Akt. Bild 1: Im Hain des Oberon
(Vision). Bild 2: Der Bagdad. Bild 3:
Der im Hain. Bild 4: Der Bagdad.
2. Akt. Bild 4: Audienz bei der Groß-
herren zu Bagdad. Bild 5: Im Aus-
gang der Kaiserl. Gärten. Bild 6:
Der von Bagdad. Bild 7: In den
Wäldern. Bild 8: Im Sturm. Bild 9:
Felsenhöhle u. Grotte an der Nord-
küste von Afrika. 3. Akt. Bild 10: Im
Garten des Emir von Tunis. Bild 11:
Im Harem Almanzors. Bild 12: Die
Nacht. Bild 13: Im Hain des
Oberon. Bild 14: Die Nacht.
Bild 15: Im Harem Kaiser Karls.
Die Türen bleiben während der
Eröffnungsmusik geschlossen.

Nach dem 1. u. 2. Akt finden Pausen
von je 15 Minuten statt.
Anfang 6 1/2 Uhr. Ende gegen 10 Uhr.

Montag, den 1. November.

232. Vorstellung. Abonnement A.

Iphigenie auf Tauris.

Schauspiel in 5 Akten von Johann
Wolfgang von Goethe.

Personen:

Iphigenie Frau Bachhammer
Thoas, König der
Taurier Herr Jollin
Dress Herr Goeth
Pyrrhus Herr Albert
Klidas Herr Rodius
Schauspiel der Handlung: Hain vor
Dianens Tempel.
Nach dem 2. Akt tritt eine längere
Pause ein.
Anfang 7 Uhr. Ende etwa 9 1/2 Uhr.

Piedmont-Theater.

Sonntag, den 31. Oktober.

Nachmittags 1/4 Uhr. Halbe Preise.

Herrschaftlicher Diener

gesucht.

Schwan in 3 Akten von Eugen Burg
und Louis Lussan.

Anfang 1/4 Uhr. Ende 1/2 Uhr.

Abends 7 Uhr.

Duende- und Fäufelgeister gütig.

Neu einstudiert:

Der Schwabenstreich.

Lustspiel in 4 Akten

von Franz von Schöthan.

Personen:

Friedrich Dörich, Guts-
besitzer Heinrich Kamm
Hildegard Dörich, geb. v. Sinterwib.
seine Frau Marly Margraf
Martha, ihre Tochter Marg. Maier
Paul von Gredding, ihr
Schwiegerjohn Erich Müller
Gedwig von Gredding, geb. Dörich,
seine Frau Diete Marberg
Contad von Schwyburg,
Gutsbesitzer Berner Hollmann
Dr. August Winklerberg Albert Jhle
Belmito Lombardini Hans Hieser
Ein Telegraphenbote Albin Unger
Rhina, Dienstmädchen bei
Dörich Elsa Tillmann
Ort der Handlung: In den ersten
zwei Akten auf dem Rittergute Sin-
terwib, in den letzten beiden Akten in
Berlin.
Nach dem 2. Akt findet die größere
Pausen statt.
Anfang 7 Uhr. Ende nach 9 Uhr.

Montag, den 1. November.

Duende- und Fäufelgeister gütig.

Im bunten Rock.

Lustspiel in 3 Aufzügen von Franz

v. Schöthan und Friedrich v. Schlicht.

Ort der Handlung: Berlin. Zeit:

Gegenwart.

Nach dem 1. und 2. Akt finden

größere Pausen statt.

Anfang 7 Uhr. Ende 9 1/2 Uhr.

Reichshallen.

Stiftstraße 18. Telefon 1306.

Erste u. vora. bunte Bühne Wiesbaden

!!!! Nur noch heute !!!!

das großartige

Riesen-Weltstadt-Programm.

Praxis 1/10 Uhr:

Abdul Hamid,

der echte

Türkische Hof-Zauberkünstler.

Eintritt auf allen unter. Plätzen 50 Pf.

Sonntag 2 Vorstellungen.

Anfang 4 und 8 Uhr.

Nachmittags 30 Pf., Militär 20 Pf.

Montag, 1. November 1915:

Vollständig neues

Riesen-Weltstadt-Programm!

Unt. anderem: Circus Prato Original

mit seinen dressierten Pferden,
Hunden und Affen.
Die Direktion: Paul Becker.



Thalia-Theater

Kirchgasse 72. — Tel. 6137.

Heute Sonntag ab 3 Uhr:

Ein künstlerisches

Meisterwerk!

Die Finsternis

und

ihr Eigentum.

Gewaltiges Drama in 6 Akten

von Anton Freiherr v. Perfall.

Der beste

und bedeutendste

Autorenfilm!

Szenen von spannungster

Wirkung.

Gute und fesselnde Bilder.

Montag 3 Vorstellungen:

Nachm. 4, 6 1/2 u. 8 1/2 Uhr.

Die Finsternis und

ihr Eigentum.

Montag 3 Vorstellungen:

Nachm. 4, 6 1/2 u. 8 1/2 Uhr.

Die Finsternis und

ihr Eigentum.

Montag 3 Vorstellungen:

Nachm. 4, 6 1/2 u. 8 1/2 Uhr.

Die Finsternis und

ihr Eigentum.

Montag 3 Vorstellungen:

Nachm. 4, 6 1/2 u. 8 1/2 Uhr.

Die Finsternis und

ihr Eigentum.

Montag 3 Vorstellungen:

Nachm. 4, 6 1/2 u. 8 1/2 Uhr.

Die Finsternis und

ihr Eigentum.

Montag 3 Vorstellungen:

Nachm. 4, 6 1/2 u. 8 1/2 Uhr.

Die Finsternis und

ihr Eigentum.

Montag 3 Vorstellungen:

Nachm. 4, 6 1/2 u. 8 1/2 Uhr.

Die Finsternis und

ihr Eigentum.

Montag 3 Vorstellungen:

Nachm. 4, 6 1/2 u. 8 1/2 Uhr.

Die Finsternis und

ihr Eigentum.

Montag 3 Vorstellungen:

Nachm. 4, 6 1/2 u. 8 1/2 Uhr.

Die Finsternis und

ihr Eigentum.

Montag 3 Vorstellungen:

Nachm. 4, 6 1/2 u. 8 1/2 Uhr.

Die Finsternis und

ihr Eigentum.

Kinephon

1 Tannusstrasse 1.

Moderne Lichtspiele.

11 Meter hoher Luftkurbel

Eleganter Wintergarten

Anfang wochentl. 4

Sonnt. 3 Uhr

Spielplan vom 30. Oktober

bis 1. November 1915.

Maria Niemand

und ihre 12 Väter.

Die Geschichte eines Findel-

kindes mit der liebreizenden

Hedda Vernon

in der Titelrolle.

1 Vorspiel und 3 Akte.

Ferner:

Gestörte Freude.

Humoreske.

Luny als rettender

Engel.

Großartige Posse.

Anfang Sonntags 3 Uhr.

Vorankündigung

Ab 3. November 1915:

Der Todesjockey.

Das gewaltigste Sensations-

und Detektiv-Schauspiel

der Gegenwart.

4 Akte. 4 Akte.

Anfang pünktlich:

3, 5, 7, und 9 Uhr.

Montag 3 Vorstellungen:

Nachm. 4, 6 1/2 u. 8 1/2 Uhr.

Die Finsternis und

ihr Eigentum.

Montag 3 Vorstellungen:

Nachm. 4, 6 1/2 u. 8 1/2 Uhr.

Die Finsternis und

ihr Eigentum.

Montag 3 Vorstellungen:

Nachm. 4, 6 1/2 u. 8 1/2 Uhr.

Die Finsternis und

ihr Eigentum.

Montag 3 Vorstellungen:

Nachm. 4, 6 1/2 u. 8 1/2 Uhr.

Die Finsternis und

ihr Eigentum.

Montag 3 Vorstellungen:

Nachm. 4, 6 1/2 u. 8 1/2 Uhr.

Die Finsternis und

ihr Eigentum.

Montag 3 Vorstellungen:

Nachm. 4, 6 1/2 u. 8 1/2 Uhr.

Die Finsternis und

ihr Eigentum.

Montag 3 Vorstellungen:

Nachm. 4, 6 1/2 u. 8 1/2 Uhr.

Kurhaus zu Wiesbaden.

Sonntag, den 31. Oktober.

Nachmittags 4 Uhr und abends 8 Uhr:

Abonnements-Konzerte.

Städtisches Kurorchestr.

Leitung: Städt. Kurkapellm. Jrmex.

Montag, den 1. November.

Nachmittags 4 Uhr und abends 8 Uhr:

Abonnements-Konzerte.

Städtisches Kurorchestr.

Leitung: Städt. Kurkapellm. Jrmex.

Programm in der gestrigen Abend-A.

Montag, den 1. November.

Nachmittags 4 Uhr und abends 8 Uhr:

Abonnements-Konzerte.

Städtisches Kurorchestr.

Leitung: Städt. Kurkapellm. Jrmex.

Programm in der gestrigen Abend-A.

Montag, den 1. November.

Nachmittags 4 Uhr und abends 8 Uhr:

Abonnements-Konzerte.

Städtisches Kurorchestr.

Leitung: Städt. Kurkapellm. Jrmex.

Programm in der gestrigen Abend-A.

Montag, den 1. November.

Nachmittags 4 Uhr und abends 8 Uhr:

Abonnements-Konzerte.

Städtisches Kurorchestr.

Leitung: Städt. Kurkapellm. Jrmex.

Programm in der gestrigen Abend-A.

Montag, den 1. November.

Nachmittags 4 Uhr und abends 8 Uhr:

Abonnements-Konzerte.

Städtisches Kurorchestr.

Leitung: Städt. Kurkapellm. Jrmex.

Programm in der gestrigen Abend-A.

Montag, den 1. November.

Nachmittags 4 Uhr und abends 8 Uhr:

Abonnements-Konzerte.

Städtisches Kurorchestr.

Leitung: Städt. Kurkapellm. Jrmex.

Programm in der gestrigen Abend-A.

Montag, den 1. November.

Nachmittags 4 Uhr und abends 8 Uhr:

Abonnements-Konzerte.

Städtisches Kurorchestr.

Leitung: Städt. Kurkapellm. Jrmex.

Programm in der gestrigen Abend-A.

Montag, den 1. November.

Nachmittags 4 Uhr und abends 8 Uhr:

Abonnements-Konzerte.

Städtisches Kurorchestr.

Leitung: Städt. Kurkapellm. Jrmex.

Programm in der gestrigen Abend-A.

Montag, den 1. November.

Nachmittags 4 Uhr und abends 8 Uhr:

Billig — gut — geschmackvoll

sind die Vorzüge unserer

Damen-Bekleidung.



Jackenkleider!

in blau und schwarz, moderne Formen

17⁵⁰ M.

Jackenkleider!

in taupe, braun, blau, schwarz, lila und grün, jugendliche Formen

29⁵⁰ M.

Jackenkleider!

neueste Glöckchenjacke, in allen modernen Farben und Stoffarten, Ersatz für Maß

49⁵⁰ M.

Covercoat-Paletot!

extra schwere Qualität, 3/4 lang, mit Stepperei

16⁷⁵ M.

Astrachan-Blusen-Jacke!

130 cm lang

16⁷⁵ M.24⁵⁰ M.

Flausch-Mantel!

130 cm lang, offen und geschlossen zu tragen, in blau, grün und braun

9⁷⁵ M.

Schwarzer Frauen-Mantel!

in Tuch, halb und ganz gefüttert, mit reicher Stickerei

19⁵⁰ M.

Samt-Jacke!

fesche jugendliche Form, mit Gürtel

18⁵⁰ M.

Samt-Jackenkleid

in braun, grün und schwarz, wie Abbildung

45⁷⁵ M.

SCHLOSS

DAMENBEKLEIDUNG
LANGGASSE N°32 - TELEFON N°6157

Samt-Jackenkleid

in braun, grün und schwarz, wie Abbildung

55⁵⁰ M.

Korsett „Bequem“

Gesetzlich geschützt u. Nr. 433389. — Aerztlich empfohlen. Tadellose Figur. Abnahme von Leib und Hüften nach kurzer Zeit.

Kein Hochrutschen. Kein Frösteln über den Rücken. Freiliegen des Magens. — Nur rostfreies Material sind die glänzenden Eigenschaften meines Korsetts „Bequem“.

Goldstein, Wiesbaden, Webergasse 18.

Anproben ohne Kaufzwang. — Telefon 605. 1121



Winter-Schuhwaren!



3mit. Kameelhaar-Schnallensiefel	20—26	1.25, 98 S
	27—30	1.59, 1.15 S
	31—35	3.25, 2.25 S

Damen-Winterhandschuhe nur 98 S

Herren-Winterhandschuhe, hinten offen, Einleumsohle, 36—40 nur 68 S

Damen-Schnallensiefel, sehr warm 4.5, 3.50, 2.50 S

„Dagleder-Schnallensiefel, warmes Futter, 10.50, 9.50 S

„Spaltrindleder-Schnallensiefel, Gelegenheitslauf 8.50, 7.95 S

Wiedleder-Schnallensiefel, 27—30 nur 6.95 S

31—35 nur 7.50 S

Starke Spalt- und Wiedleder-Siefel, 27—30 nur 8.90, 7.90 S

31—35 nur 10.50, 9.50 S

„Enorme Auswahl in Arbeitersiefel, Schaffsiefel, Reitsiefel, Holzschuhe, Kameelhaar-Schnallensiefel, Turnschuhe, Handschuhe Einzelpaare, Paarpaae.

Kuhns Schuhgeschäfte, Wiesbaden,

Fernspr. 6236. Weidstr. 26, Reichstr. 11. Selbstschmann.

Chausseehaus.

Bekannter, schön gelegener Ausflugsort.

Sonntags: **Konzert.**

Schädlers Altdeutsche Weinstube

Altes historisches Haus.

Bemerkliche Küche.

Keine Weine.

„Hotel Schwan“, Liebfrauenplatz 7, Mainz.

Eingang zur Altdeutschen Weinstube Hof-Postgasse, Mainz.

Wwe. Schmidt.

Das alle 14 Tage stattfindende

Hör-Bränzchen der schwerhörigen Damen

findet in dieser Woche statt am Dienstag am Donnerstag statt. Mainzer Straße 62, 1/5 bis 1/7 Uhr. 1201

Park-Konditorei

Wilhelmstrasse 36.

Telephon 6233.

Lieferung aller Konditoreiwaren

in unübertroffener Ausführung nach hier, auswärts und ins Feld.

Theod. Feilbach, Grossh. Hess. Hoflieferant.

Normal's Kette

„U. 9“

Marktstraße 26,

Jeden Abend: 1002

Musikalische Unterhaltung.

Treibriemen

in jeder Breite und Länge, Maschinen- u. Motoren-Oele, Zylinder-Oele, Maschlenfette, Putzwolle, Gummischläuche f. alle Zwecke Asbestwaren. 1193

Ph. Hch. Marx,

Wiesbaden,

Mauritiusstr. 1. Tel. 3056.

Prima 15 Pfg.-Zigarette

2. Sortierung 1165

50 Stück 5 Mk.

bei Rosenau, 28 Wilhelmstraße 28

Obstbäume,

Weizenstränder u. Rosen hat wegen Räumung v. Pacht. bill. abzug. die Baumchule von

S. Steiger, Erbenheimer Höhe.

Jeder Händler, Hausierer, Marktreisende od. wer Geschäftsver-

bindung mit diesen sucht, verlange dauernd gratis die Wochenschrift: Das Versandhaus Pölnke. F 163

Der Frauen-Klub, s. v.,

veranstaltet ein

Wohltätigkeitsfest

zum Besten der

erblindeten Krieger u. Angehörigen der Kriegsbeschädigten

im „Residenz-Theater“

am Sonntag, 7. Nov. vorm. 11^{1/2} Uhr,

unter gütiger Mitwirkung von Frau Dr. Hans-Zoepfel, Herrn Professor Brückner, Herrn Kapellmeister Rother, Frau Pansa, Frl. Stella Richter, Herrn Möller und dem Frauen-Klub-Chor, geleitet von Frau Aloß.

Karten im Vorverkauf und an der Abendkasse sind zu haben: im Residenz-Theater, Frauen-Klub, Oranienstr. 15, I. und in den Musikalienhandlungen von Wolf, Wilhelmstr., Schellenberg, Kirchgasse, zu 6, 4, 3, 2 und 1 Mark. Der Vorstand. F 536

Verpackungen von Frachtgütern

und deren Spedition nach den von den Staatsbahnen wegen des Kriegszustandes gegebenen Anweisungen werden sachkundig besorgt. 1043

L. Rettenmayer, Hofspediteur Sr. Majestät, Nikolastr. 5.

Für
unsere **Krieger.**

Uniformhemden, weiss und farbig, Unterhosen, gestrickte und gefütterte wasserdichte Westen, Halsbinden, Handtücher, Taschentücher, seidene Kopfschützer, Fusslappen.

Billigste Preise.

K 111

G. H. Lugenbühl, 19 Marktstrasse, Ecke Grabenstrasse.